Fa. X. 29.

Europa
Spanien

It.
o. 176.

Geogr.

Reise
eines
Ungenannten
durch
Spanien
im Jahr 1655.

Im teutschen Auszug.

[redacted]

Kempten,
Gedruckt und verlegt von der typographischen Gesellschaft.
1786.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

An den Leser.

Gegenwärtiges Werkgen war für eine der besten periodischen Schriften Teutschlands bestimmt, schien aber dem Redakteur allzugroß, um darinn Platz zu finden. Er schlug daher einen besondern Abdruck desselben vor, den zu genehmigen ich gute Ursachen hatte. Immer schmeichle ich mir, der Leser werde die wenigen Bogen nicht misvergnügt aus der Hand legen, so wie ich nicht Anlaß fand, über die Ausarbeitung davon zu klagen.

Wo ich die Urschrift allein reden lasse, und wo ich sie nach unsern Zeitbedürfnissen berichtigt und verkürzt habe, wird man im Buch selbst finden, und das suum cuique dabey nicht aus der Acht lassen.

Sg. d. 31. Aug. 1786.

F. A. W.

Die Reise der Gräfin d'Aunoy nach Spanien, welche man sehr gut epitomirt im November des teutschen Museums vom Jahr 1785 zu lesen bekam, brachte mir ins Gedächtnis zurück, daß in meiner, auch für das Maulthier von Infanten Gargantua zum Transport nicht allzuleichten Bibliothek sich in derjenigen Abtheilung, welche die Schandchroniken, Haupt- und Staatsactionen, Weinbüchlein, den Tirepet des Apoticaires, die Gespräche im Reiche der Todten, den Baiscoul

de Chirurgie, die Erlangerzeitung, den Gerson de auferibilitate Papæ ab Ecclesia, einige Käse-couverte von teutschen Kunstrichtern, die Liripipii Sorbonici moralisationes per Magistrum Lupoldum, einige ascetische Wurstblätter, und das Decretum Universitatis Parisiensis super Gorgiositate mulierculatum ad placitum nebst des seligen Hofrath Rutlands Thatrechts- und Gerichts-Stritt-frey-unfehlbar gerad absteigender Erb-Stamm-Besitzfolgbarkeit in friedlicher Eintracht beysammen auf einerley Bücherbret enthält, nicht minder ein Duodezbändchen befinde, welches den Titel führt: Voyage d'Espagne curieux historique & politique; fait en l'année 1655. Dedié à Son Altesse Monseigneur le Prince d'Orange 1666. ohne weitere Anzeige eines Druckorts, wahrscheinlich aber im Haag gedruckt, wie sich aus der Aehnlichkeit mit andern Druckschriften von da vermuthen läßt.

Daß ich weder den Verfasser noch Verleger von dem Werkchen kenne, will ich lieber mit schwäbischer Aufrichtigkeit gestehen, als nach dem

Beyspiele transrhenanischer Windbeutel schreiben: Ich hätte mir alle ersinnliche Mühe gegeben, über diesen dunkeln Gegenstand Aufklärung zu finden; weil aber bis jetzt meine Nachforschungen noch nicht den gehörigen Erfolg gehabt hätten, müße ich den geneigten Leser einstweilen zur Geduld verweisen, und ihn hoffen lassen, daß seine Wißbegierde noch anderswo über diesen Gegenstand Befriedigung finden solle.

Von der Zuschrift an den damaligen Prinzen Statthalter, welche schwerlich mit der Reisebeschreibung selbst einerley Verfasser hat, kann ich nichts weiters sagen, als daß ich schwerlich glaube, daß dieser in der Geschichte längst gepriesene Fürst sie je mag gelesen haben. Und hat er sie gelesen, so hat er sie sicherlich bey der zweyten Blattseite mit edelm Unwillen über den kriechenden Schmeichler, ihren Verfasser bey Seite geworfen, und ist dabey so roth geworden, als ob er das Scharlachfieber hätte.

Weit eher verdient der dem Verleger angedichtete Vorbericht, daß man sich bey ihm verweile. Eine fehlerhafte Copie des Manuscripts, die wider Wissen und Willen des Autors in Frankreich zum Druck gelangte, veranlaßte, wie dieser Vorbericht uns lehret, die gegenwärtige nach einer ächten und correckten Handschrift gemachte Ausgabe eines ursprünglich nur für Freunde und nicht für die Presse bestimmten Werks. Nebenher wird in diesem Vorbericht manches über die Erfordernisse guter Reisebeschreibungen gesagt, welches ums Jahr 1666 noch ziemlich neu gewesen seyn möchte, aber im Jahr 1786 für zu alltäglich anzusehen ist, um nachgeschrieben zu werden. Am Schluße wird mit den Verfassern du Journal des Savans eine Lanze gebrochen.

Vom Werk selbst muß ich, bevor ich den Leser zum Auszug daraus übergehen lasse, folgendes anmerken. Es ist in acht und dreyßig Abschnitte getheilt, und demnach weit ausführlicher, als die Relationen der Gräfin d'Aunoy, von welchen es nur in Nebenumständen abweicht, in Hauptumständen aber so gut damit übereinkömmt, daß

es in unsern Zeiten eine gute Bestättigung derselben seyn kann. Insonderheit habe ich in beyden Aufsätzen sehr oft einerley Anekdoten vom spanischen Hof angetroffen, die nicht in meinen Auszug gebracht werden dürfen, damit Leser und Käufer nicht einerley Ding zweymal bezahlen und lesen müssen. Mehr aber wird sich mein Auszug auf Gegenstände verbreiten, deren die Gräfin Aunoy gar nicht, oder so kurz erwähnet hat, daß der Leser begierig seyn darf, mehr davon zu vernehmen. Die Schreibart des ganzen Buchs ist zwar ungleich vernachläßigter und unzierlicher, als die in den Briefen der oftgenannten Gräfin, und giebt zu erkennen, daß der Autor ein mit wichtigen Geschäften überhäufter Mann war, der in Eile mehr die Materialien zu einer Reisebeschreibung zusammentrug, als sich anschickte, diese Beschreibung förmlich auszuarbeiten. Nun ohne weitere Vorrede zur Sache selbst!

F. A. W.

Die Reise (K. 1.) gieng aus Italien, nach einer kurzen Ueberwinterung zu Montpellier im März des 1655 Jahrs nach Spanien. Von

Bayonne sagt der Verfasser nichts, und wird also durch die Gräfin Aunoy supplirt. Von St. Sebastian schreibt er, daß von dieser Seite her der Eingang für Reisende, die aus Frankreich kommen, besser und sichrer wäre, als von einer andern Seite. Um dahin zu gelangen, reißt man von Bayonne nach St. Jean de Luz, dem letzten Flecken an französischer Gränze. Dieser Ort lieferte (damals nemlich) sehr gute Bootsmänner, die sich zum Fang des Wallfisch- und Stockfisches gebrauchen ließen. und von ihrentwegen in diesen Flecken reisenden Holländern pflegten in Dienst genommen zu werden. Die Weiber des gemeinen Volks in dieser Gegend besitzen eine höchstbäurische Scheue vor Fremden, und die Art, sie an den Tag zu geben, ist sonderbar genug. Sie tragen gewöhnlich nur einen Unterrock; wenn sie einen Fremden erblicken, werfen sie denselben von hinten über den Kopf herüber, und verbergen diesen ganz darinn. Damit man also ihr Gesicht nicht sehen kann, entblößen sie den Hintern, welcher bey ihnen vermuthlich ein Emblem der Ehrbarkeit ist. Der Waldstrom Bidasso, welcher die natürliche Gränzscheidung

zwischen Frankreich und Spanien ist, erfährt eine Art von Ebbe und Fluth. Wenn in der Fluth das Wasser rückwärts geht, kann man an mehrern Stellen über ihn reiten und fahren; zu andern Zeiten muß man sich aber durch Fährmänner überführen lassen, deren Fährgeld halb von Spaniern, halb von Franzosen bezogen wird; nemlich von spanischen Fährleuten das, was zu zahlen ist, wenn man nach Spanien reißt, und umgekehrt von französischen das Fährgeld derjenigen, die nach Frankreich reisen. Andaye ist der Ort der Durchfahrt auf französischer Seite und liegt der Festung Fontarabia gegenüber, so daß beyde Oerter nur durch den Bidasso geschieden sind.

Sobald man (K. 2.) über den Bidasso gesetzt ist, gelangt man nach Iron, dem ersten Flecken im spanischen Antheil von Biscaya. Das Posthaus, welches zugleich der Gasthof ist, weis die Reisenden vortrefflich in der Rechnung zu übernehmen, und zugleich vor Ueberladung des Magens zu bewahren. Unser Autor mußte für eine Mahlzeit, die kaum einen spanischen Thaler

Kupfermünze werth war, viermal so viel geben. Von da kam er nach St. Sebastian, welches in dem Ländchen Guipuscoa liegt, und nebst Bilbao der vornehmste spanische Seehafen am Weltmeere ist. Fremde Kaufleute, die allda Handlung treiben, gaben in alten Zeiten den Bürgern von St. Sebastian, als ihren Hauswirthen, von allen Waaren, die sie verkauften, ein Procent als ein gutgemeyntes freywilliges Geschenk. Nachher machten diese Bürger eine Gerechtsame daraus, und wußten es durch Processe zu ertrotzen, daß ihnen dieses Procent wie eine Abgabe von den fremden Handelsleuten entrichtet werden muß. Das Nonnenkloster außerhalb der Stadt war zur Zeit unsers Reisenden wegen seiner elenden Musik weit und breit berüchtigt.

Von St. Sebastian (K. 3.) bis nach Madrid sind vier und achtzig französische Meilen, und ein höchstbeschwerlicher sandiger gebirgiger Weg über die Pyrenäen, die Spanien, wie der Apenin Oberitalien durchkreutzen. Weil ein Moço de Mulas, oder Mauleselführer und Proviantmeister, den sich der Verfasser in St. Sebastian miethen wollte, vier-

zig spanische Thaler für seine Mühe forderte, entschloß sich unser Reisender, für sich und seine Gesellschaft selbst das Amt eines Moço de Mulas zu übernehmen. Die Beschreibung der säuischen Unreinlichkeit in den Wirthshäusern, der Elendigkeit und Theurung der Lebensmittel und der unverschämten Prellerey der Gastgeber stimmt mit der genau überein, welche die Gräfin d'Aunoy nur zwanzig Jahre später zu machen Gelegenheit hatte. Die Reise über den St. Adriansberg vergleicht er mit der Reise über den St. Gotthard in der Schweitz. In Altcastilien sind die Fremden so elend bedient, als in Biscaya. Zu Vittoria lief der Verfasser und seine Begleiter Gefahr, ihre ganze Habseligkeit konfiscirt zu sehen. Zum Glück hatten sie ein Empfehlungsschreiben an den Oberzöllner, und übergaben es, und ließen ihre Effecten durchsuchen und plombiren. Der Oberzöllner that dem Empfehlungsschreiben viel Ehre, tractirte die Reisegesellschaft, gab ihr einen guten Paß, und beschenkte sie mit Wein in bockledernen und schweinernen Schläuchen, wie auch mit combabisirten Hähnen und geräucherten Rindszungen, als guten Präservativen gegen den Hunger, den man auf

Reisen in Spanien gewöhnlich leiden muß. Unser Verfasser macht dabey die nicht gleichgültige Bemerkung, daß die Spanier weit mehr auf Ehre sehen, als die Italiener, obgleich beyde Nationen in rückhaltendem Wesen gegen Fremde und in Gewinnsucht sehr mit einander übereinstimmen.

Burgos (K. 4.) ist ihm zufolge der Ort, welcher den Ruhm hat, daß in ihm die castilianische oder reinspanische Sprache am besten gesprochen werde. Er übergab einem Kaufmann dieser Stadt ein Empfehlungsschreiben von dem Oberzöllner in **Vittoria**, welches die Wirkung that, daß dieser Kaufmann ihn und seine Gesellschaft in sein Haus einlud, und bewirthete. Die Menestra oder Suppe der Spanier wird aus hölzernen Gefässen in Form eines Bechers geschlürft. Pfeffer und Safran in reichlichen Dosen machen dieselbe für einen Fremden fast ganz ungenießbar. Da es gerade ein Sonnabend war, an welchem der Verfasser bey erwähntem Handelsmann speißte, mußte er sich gefallen lassen, nach Sitte des Landes von Lebern, Herzen, Lungen, Füßen, Schwänzen und Köpfen vierfüßiger Thiere sich zu sättigen. Der Kaufmann

trieb für einen Spanier die Höflichkeit sehr weit, indem er den Tisch am Bette seiner am Quartanfieber krankliegenden Gattin decken ließ, damit die Fremden auch Damengesellschaft hätten. Unser Verfasser wäre aber gerne dieser Ehrenbezeugung überhoben gewesen, indem seine Progressen in der spanischen Sprache noch allzugering waren, als daß er sich hätte in ein zusammenhängendes Gespräch mit der Dame vom Haus einlassen können, und seine Gefärten gar nichts spanisches sprechen konnten, folglich ihn als Dragoman zu gebrauchen suchten. Er schwitzte einen Angstschweiß nach dem andern, weil er nicht wußte, ob er die Dame Vueſtra Sennoria oder Vueſtra Merced tituliren sollte, da ihm jener Titel zu hoch und dieser zu trivial dünkte. In dieser Verlegenheit nahm er seine Zuflucht zum Gesundheittrinken, und sagte: Sennora à la Saludde què Dios le dia prompta guarison. Lange nachher erfuhr er, daß das letzte von diesen Worten nicht spanisch sey, und er Ursache zu zweifeln habe, ob er von der Dame verstanden worden. Aus Unwissenheit in Spaniens Gebräuchen begieng er aber eine große Unhöflichkeit, in dem er beym Gesundheittrinken den Hut

abnahm, welchen die Spanier über Tisch beständig sitzen lassen. Nach Tische beurlaubte er sich, wobey ihm, nach spanischem Costume, der Kaufmann beym Abschiede vorausgieng, welcher andern Ländern entgegenstehende Gebrauch in Spanien andeuten soll, daß der Fremde, den der Hausherr begleitet, so anzusehen sey, als wenn er selbst Herr vom Hause, das ist, die vornehmste Person darinn wäre. In seinem Gasthofe traf er die Wirthinn höchstbetrunken an, und bemerkt aus diesem Anlasse, daß er, ausgenommen bey einer Reise durch Teutschland, niemals jenseits der Pyrenäen, soviel betrunkene Weiber, als in Spanien, angetroffen habe, welcher Ruhm unserer weiblichen Voreltern dem Verfasser dieses Auszuges nicht gar fein dünkt. Als der Kaufmann die Gesellschaft mit den Merkwürdigkeiten von Burgos beym Herumführen bekannt machte, kamen sie unter andern in eine Kirche, wo ihnen ein lausiger Mönch mit der einen Hand ein silbern Crucifix zum küssen darboth, und in der andern ein Becken hielt, um das Allmosen einzusammeln. Der Autor und seine Gesellschaft trugen Bedenken, ihre Lippen einer Sache zu nähern, woran sich schon vielleicht

mehr als eintausend ungewaschene Mäuler abgewischt hatten, gaben also das Allmosen, machten aber wegen der übrigen Ceremonie grosse Complimente und Protestationen gegen den tonsurirten Bettler. Ihr Freund, der Kaufmann nahm darob ein spanisch-christliches Aergerniß, welches ihm unser Autor dadurch zu benehmen suchte, daß er ihn versicherte, er sey in dem Gebrauche das Crucifix zu küssen, völlig unwissend gewesen, weil er in seinem Vaterlande nicht üblich sey. Damit beruhigte sich der Kaufmann. Dieser Vorfall giebt inzwischen dem Reisenden Gelegenheit zu bemerken, daß der Pöbel in Spanien sehr freygebig mit Nachrufen des Ketzernamens ist, wenn man vergißt, auf der Strasse vor einem Crucifix den Hut abzunehmen. Es giebt aber in den Gassen deren so viele, daß diese Ehrenbezeugungen jedem durch ihre Wiederholung äusserst beschwerlich fallen muß. Diese Crucifixe sind fast alle von Holz, und nicht, wie in Teutschland, Frankreich und Italien mit einem kleinen Dache bedeckt, sondern bloß.

Nach einigen kleinen unbedeutenden Zufällen gelangte der Verfasser endlich, (K. 5.) nach

Madrid. Da fand er eine Menge Pilgrime, die nach Sanct Jago wollten. Die Spanier nennen diese Leute Gavachos, das ist verdollmetschet, Landstreicher, und weil die meisten derselben aus Frankreich kommen, haben die Spanier (im vorigen Jahrhundert wenigstens) diesen Schimpfnamen auf die ganze französische Nation ausgedehnet. Diese Pilgrime werden in Spanien nicht so gut verpfleget, wie in Italien, und man giebt ihnen dort in Hospitälern nichts, als eine Schlafstelle. Der Hunger reibt deren jährlich eine beträchtliche Menge in Spanien auf. Als eine Probe von spanischer Pralerey führt der Verfasser gelegenheitlich an, daß, als er nach dem Wege nach Madrid fragte, ihm ein Spanier antwortete: der sey nicht zu verfehlen, denn er sey der allergröste Weg in der ganzen Welt. Zur Zeit des Autors ließ sich Madrid in der Größe mit Utrecht und Leyden vergleichen. Das Pflaster der Stadt war äusserst heillos, und auf demselben in der Kutsche fahren, so schmerzhaft, als wenn man gerädert würde. Das schlechteste Haus in Madrid kostet fünf und zwanzig tausend Thaler, und wenn Jemand baut, sagt man sprüchwörtlich,

es müsse ihm nicht an Gelde fehlen. Die Plaça major war damals der schönste Platz dieser Residenz.

Von den Stiergefechten sagt der Verfasser folgendes. Sie sind eine Belustigung aus den Zeiten der Mauren und haben nicht undeutlich das Gepräge alter Barbarey. Die Nation liebt dies Schauspiel mit einer solchen Leidenschaft, daß ihr der Tag dazu ein festlicher Tag ist, und sie nicht Glück und Seegen zu haben glauben würde, wenn sie unterliesse, dieselbe zu feyern. Bey den Madrider Stiergefechten muß der König Zuschauer seyn, wenn er nicht Mißvergnügen unter dem Volk erregen will.

Die Hellebardirer des Königs, welche ihm Spalier machen, wenn er in die Messe geht und sich dem Volk zeigt, bestanden damals aus Teutschen, Burgundiern und Spaniern, etwan dreyhundert an der Zahl, in einer gelben Livree mit breiten rothen Sammetbändern. Sie haben einen Hauptmann, der sie bey ihren Paraden anführt und unmittelbar vor dem König hergeht. Beym Gang

in die Messe nimmt der König die Bittschriften an. Wer nicht schwarz gekleidet ist, darf nicht in die Kapelle eintretten, worinn er die Messe hört, wie unser Autor an sich selbst inne wurde.

Unter allen Gebäuden in Madrid fand derselbe die Gefängnisse am schönsten, obgleich er gesteht, daß er nirgendwo weniger, als da wohnen mögte. Die Fenstergitter sind von breitern Stangen zusammengesetzt, als in Nonnenklöstern, und künstlich ausgearbeitet und vergoldet, so daß man als Fremder sich leicht irrt und ein Gefängniß für den Pallast irgend eines Großen im Königreich ansieht.

Vom Theater getraute sich der Verfasser nicht vollständig zu urtheilen, weil er der spanischen Sprache noch nicht mächtig genug war; aus dem aber zu schliessen, was der blosse Anblick davon lehrte, war es äusserst elend. Costume wurde gar nicht beobachtet, und Römer und Griechen traten in spanischer Kleidung auf. Die Szenen waren nicht mit Lichtern beleuchtet, sondern nur so gut als möglich von der lieben

Sonne beschienen. Die musikalischen Prologen, womit sich die Schauspiele gewöhnlich anfiengen, glichen dem Geschrey kleiner Kinder. Die Zwischenakte wurden mit Ballotten oder Possenspielen ausgefüllt, die oft noch das unterhaltendste im ganzen Stücke waren. So schlecht aber auch das Schauspiel war, so fand er gleichwohl den Enthusiasmus der Nation für die Bühne weit größer, als sogar in Paris, und machte daraus den Schluß, daß Madrid weit reicher an Müßiggängern seyn müsse.

Die allgemeine Bemerkungen unsers Verfassers über den Nationalcharakter der Spanier (K. 6.) verdienen vorzüglich in diesem Auszuge eine Stelle, damit der Leser in den Stand gesetzt wird, sie mit denen zu vergleichen, die man in neuern Reisebeschreibern findet. Nach jenem ist es bloßes Vorurtheil, wenn man die Spanier für so stolz hält, als sie zu seyn scheinen. Wenn man diese Nation gründlich kennen lernt, findet man, daß ihre stolze Aussenseite nicht sowohl das Zeichen eines wirklichen Hochmuthes, als eines übelverstandenen moralischen Grundsatzes ist. Sie glauben nemlich durch

Dickthun eine Größe der Seele zu erkennen zu geben, und da sie selten sich durch Reisen und Umgang mit Leuten aus andern Nationen zu bilden Gelegenheit haben, nehmen sie nicht gewahr, daß sie durch diese Art des Betragens in einen wesentlichen Fehler verfallen, dessen sich andere Nationen nicht in gleichem Grade schuldig machen.

Die Unwissenheit unter den ächten und über die Mauern ihrer Vaterstadt nie hinausgekommenen Castilianern ist so groß, daß sie glauben, es gebe sonst kein Land, als Spanien, keine Stadt, wie Madrid und keinen König, wie den ihrigen. Sie wissen nicht, ob Amsterdam in Indien oder in Europa gelegen ist. Der Adel und die Grandes gehen nicht aus Madrid hinaus, wenn nicht Aemter oder Stellen bey der Armee sie dazu nöthigen. Man weis, fährt unser Verfasser in seinen zu seiner Zeit gewiß höchstgegründeten Bemerkungen fort, allda nichts von Zeitungen, weder im Druck noch Manuscript, und ich wunderte mich, daß unter einer Nation, die man für so aufgeklärt hält, und der man das Geheimniß der Universalmonarchie zutraut, sich nur wenige Männer von

ausserordentlichen Fähigkeiten finden. Unter diese gehören unstreitig der Graf von Castriglio, Vicekönig von Neapel, wie auch Pennoranda, und Don Luis de Haro nebst Don Fernando de Contreras, Männer, die alles vermögen und regieren. Der Graf Ognate gilt auch für einen grossen Mann; allein Don Luis de Haro, der Günstling des Königs, traut ihm zu wenig, um ihn viel bey Geschäften zuzulassen.

Die Grandes oder Grossen von Spanien fand unser Verfasser in der Nähe sehr klein, und ihn dünkt, ihre ganze Grandezza bestehe darinn, daß sie in Gegenwart des Königs sitzen und den Hut auf haben dürfen. Einigen erlaubt dies der König nur für ihre Person, andern auch für ihre ganze Familie. Manche werden erst Grandes durch Vermählung mit der Tochter aus einer Familie, die dieser Distinktion bereits genießt. Die Gemahlinn eines Grands wird von der Königinn stehend empfangen und darf bey ihr auf ein Stühlgen ohne Lehne sitzen, und in der königlichen Kapelle ist eine eigene Bank für die Grandes, auf die sonst Niemand sitzen darf. In diesen leeren Distinktionen

bestehen alle ihre Vorzüge vor andern Edelleuten, die im übrigen mit ihnen gleiche Adelsprivilegien, Fideicommisse und gesetzliche Erlaubniß, ihre Creditoren zu betrügen, haben. Diese gesetzliche Erlaubniß zu betrügen besteht eigentlich darinn, daß bey dem Concurs eines Edelmanns der Richter zuerst die Kosten der standesmässigen Unterhaltung für ihn, seine Familie, Gesinde, Pferde u. s. w. abzieht und die Gläubiger alsdann erst zugreiffen dürfen, so daß, wenn z. B. ein Edelmann 50000 Thaler Schulden und nur 30000 Vermögen hat, klar ist, daß die Gläubiger nichts bekommen.

Titelhochmuth ist nirgendwo so groß und allgemein, wie in Spanien, und wenn man einem Bettler kein Allmosen geben kann, muß man ihn gleichwohl hochtituliren, und sagen, Perdone Vuestra Merced no tengo dineros. (Ew. Gnaden verzeyhen, ich habe keine Münze.)

Von dem damaligen König Philipp dem vierten und seinem Charakter und Weise zu leben, giebt unser Reisender folgende Nachrichten. Es hat das Ansehen, als ob ein Gesetz vorhanden wäre, wel-

ches einen König von Spanien verpflichtet, immer einerley zu seyn. Denn beym Aufstehen weis er jeden Tag schon, was für Geschäfte und Rekreationen kalendermäßig auf ihn fallen. Zu allem hat er besondere Stunden, wie z. B. zur Audienz für Fremde und Einheimische, zum Unterzeichnen, zur Regulirung seiner Einkünfte, zur Messe, zum Speisen, zum Stuhlgang, zum Schlafen und wenn er vermählt ist, zur Leistung der ehlichen Pflicht. Alle Sonnabend geht **Philipp der vierte** auf diese Weise in die Atochakirche am Ende des alten Prado, um unserer lieben Frauen seine besondere Devotion zu bezeugen, die er für seine gröste Gönnerinn hält. Sonderbar genug! Denn Frankreich hält sie auch dafür, und da das Interesse dieses Landes und Spaniens so verschieden ist, daß das Unglück des einen, das Glück des andern macht, so kann man nicht begreifen, wie diese Heilige beyden Ländern gewogen seyn kann. Ebenso geschicht es alle Jahr an einerley Tage, daß der König seinen Sommeraufenthalt oder Winteraufenthalt bezieht, und nur eine Unpäßlichkeit würde ihn veranlassen können, eine Ausnahme zu machen. In seinem äusserlichen Betragen herrscht

eine solche Steifigkeit, daß, wer auch hundertmal ihn gesehen oder gesprochen hat, niemals in seiner Stellung, Mine, Sprache und Stimme die geringste Veränderung hat wahrnehmen können. Man hält in Spanien solch eine Steifigkeit und damit verbundenen affecktirten Ernst so wesentlich für ein Stück der königlichen Würde, daß, als die Königinn einsmals an der Tafel über die Schwänke eines Hofnarren ein lautes Gelächter aufschlug, man sie warnte und bat, ernsthafter zu seyn, weil sich lautes Gelächter für eine Königinn von Spanien nicht gezieme. Die Königinn entschuldigte sich damit, daß sie als eine Fremde in den Gebräuchen von Spanien nicht unterrichtet genug sey, und daß man den Hofnarren entfernen solle, wenn sie nicht über ihn lachen dürfe.

Die öffentliche Audienz giebt der König zweymal wöchentlich und dabey nimmt er Bittschriften an und theilt Gnaden aus. Man kann bey Ueberreichung der Bittschriften frey mit ihm von Dingen sprechen, welche die Supplik angehen, bekömmt aber nie entscheidende Antwort; sondern der König läßt alle Bittschriften an einen Ort legen,

wo sie ein Staatssekretär durchliest und sodann nach ihrem Innhalte in die Dikasterien vertheilet. Die Resolution muß der Supplikant bey dem Sekretär von jenem vernehmen, und dieser kann sehr oft keine geben, weil weder sie noch die Bittschrift von ihm gesehen wird, zumal wenn es Belohnungen oder Zahlungen betrift. Daher muß der Solizitant oft Jahre lang sich vergebliche Mühe machen und eine lange Nase ist meistens das ganze Resultat seiner Bewerbungen. Mancher verabschiedete Officier z. B. findet sich in Madrid, welcher hundert Thaler Gage zu fordern hat und bis er sie bekömmt, zweyhundert verzehren muß, so daß, wenn ihm auch seine Bitte endlich gewähret ist, er eine zweyte Bittschrift um Entschädigung der Kosten während der Solicitation einreichen muß.

Was die Unterzeichnungen betrift, so muß sie der König alle selbst thun, weil nicht, wie in Frankreich, die Staatssekretäre das Siegel in Händen haben. Allein Don Fernando de Contreras, Pennoranda und Don Luis de Haro, die schon erwähnte Triumvire des spanischen Mi-

nisteriums, welche das volle Zutrauen des Königs besitzen, seitdem der Oheim des leztern von ihnen, Graf Olivarez (von dem unten das weitere) in Ungnade fiel, wissen schon Sorge zu tragen, daß er nichts zu unterzeichnen bekömmt, als was sie unterzeichnet haben wollen.

Der König hat ausser seinem rechtmässigen Prinzen und der Infantinn noch mehr rechtmässige Kinder gehabt, welche alle in zarter Jugend gestorben sind. An dem Prinzen wollte man Zeichen eines großen Geistes, aber auch eines blutdürstigen Herzens wahrgenommen haben. Von seinem Tod und dessen Ursache ward unserm Reisenden folgende nicht unwahrscheinliche Anekdote erzählt. Don Pedro d'Arragon, Schwager von Don Luis de Haro und Obristkämmerer des Prinzen, verschafte letzterm einmal Gelegenheit, eine Nacht in den Armen einer Buhlerinn zuzubringen. Der Prinz wollte nachthun, was Herkules bey den fünfzig Töchtern des Königs Augias weiland in einer Nacht soll gethan haben und erschöpfte sich dadurch so heftig, daß er des folgenden Tages ein hitziges Fieber bekam. Den Aerzten wurde der

Anlaß zu dieser Krankheit verschwiegen, und diese entkräfteten ihn durch Aderlassen noch weit mehr, und so, daß sein Tod unvermeidlich war. Die Ungnade des Don Pedro, vor welcher ihn auch die Verwandtschaft mit Don Luis de Haro nicht schützen konnte, war die Folge dieser Begebenheit.

Man nennet aus Respekt keinen unter allen natürlichen Söhnen des Königs, als den bekannten Don Juan d'Austria, von dem aber unser Verfasser nicht so viel, als die Gräfinn, zu sagen weis.

In Gebäuden und Gärten machte Philipp der vierte keinen Aufwand. Sein Pallast stand auf einer Anhöhe, deren Grund sich, aus Mangel gehöriger Unterstützung, immer zu sinken suchte. Und statt eines Gartens war an demselben ein Wäldgen befindlich, worinne man nichts antraf, als Caninchen und Krähen. Letztere hatte Kaiser Karl der fünfte als eine Seltenheit aus den Niederlanden nach Spanien bringen lassen. Am Fuß jener Anhöhe läuft das bekannte Flüßgen

Mancanares, worüber Philipp der zweyte eine Brücke hatte bauen lassen, die mehrere hunderttausend Dukaten gekostet hat. Ein Reisender hatte den nicht unwitzigen Einfall, zu sagen, man müsse diese Brücke verkaufen, oder mehr Wasser unter dieselbe schaffen, wenn sie nicht lächerlich seyn solle. Und menos puente o mas aqua ist in Spanien ein ziemlich gewöhnliches Sprichwort.

Von der Leichtgläubigkeit König Philipp des vierten giebt es kein besseres Beyspiel, als folgende Anekdote aus der Geschichte seines vormaligen Ministers, des in Ungnade gestorbenen Grafen Olivarez. Dieser habsüchtige Mann, welcher das ganze Vertrauen des Königs besaß, hatte einsmals von den Bauern, die die Dörfer um Madrid herum bewohnen, eine Summa Geldes angenommen, und sie dafür von der Verbindlichkeit losgesprochen, täglich eine gewiße Menge Brodes nach Madrid zu Markte zu tragen. Dadurch entstand eine Hungersnoth in Madrid, die so drückend war, daß sie endlich auch zu seiner Majestät hohen Ohren gelangte. Als der Minister dies merkte, gab er Befehl, alles Brod in den verschiedenen

Stadtvierteln zusammen zu tragen und es am Weege zur Atochakirche zur Schau auszusetzen, wann der König in erwähnte Kirche gieng. Alle, die diesen Auftrag vom Minister hatten, erfüllten ihn so genau, daß alle Bänke und Läden mit Brod bedeckt waren. Der vorbeygehende König wunderte sich über diesen Ueberfluß und erklärte, nun sehe er wohl, daß es Lüge und Verläumdung sey, was man vom Brodmangel sage. Damit aber künftig nicht mehr dergleichen Klagen einlaufen könnten, befahl er, daß ihrer Exemtion unbeschadet, die Bauern das Brod wie sonsten täglich zu Markte bringen sollten. Lange Zeit war der König nicht von dem Gedanken abzubringen, daß jene Klage bloß Verläumdung gewesen sey. Endlich gelang es aber doch der Königinn, vermöge ihrer Gedult und Klugheit den Minister zu stürzen. Sie nahm nach und nach Theil an den Geschäften der Regierung, von welchen sie Olivarez bisher zu entfernen getrachtet hatte. Als sie endlich tief auf den Grund dieser Geschäfte sah, machte sie nach und nach mit viel Behutsamkeit ihrem Gemahl begreiflich, wie übel dieselben bisher von Olivarez besorgt worden, und in welch einer

großen Gefahr sich das Reich bey einem längern Ministerium desselben befinden würde. Dem König giengen die Augen auf; Olivarez ward vom Hofe verbannt und man verfuhr hernach fiscalisch gegen ihn. Sein Verwandter, der schon genannte Graf Castriglio war bey diesem allem das Werkzeug der Königinn. Lange wollte doch der König seine Verurtheilung nicht beschliessen; es geschah aber endlich, als sich auch wegen der Lehre von den Alumbrados die Inquisition sich in die Sache mischte. Der Tod des Grafen, welchen einige einem von seinen Verwandten selbst ihm beygebrachten Gifte zuschreiben, kürzte den Proceß ab und kam der Verurtheilung zuvor. Die Reichthümer dieses Ministers waren unermeßlich, so daß sein Neffe, **Don Luis de Haro**, welcher das meiste davon erbte, sich rühmen konnte, hundert und dreyßig tausend spanische Thaler Silbermünze davon an jährlichen Einkünften zu besitzen. Dieser Don Luis hatte die Klugheit, nicht erster Minister heißen zu wollen, sondern sich nur mit der königlichen Privanca (zu teutsch, Favoritschaft) zu begnügen. Auf ihn und seinen Onkel ist das bekannte Pasquill gemacht worden: Dos hombres

perdieron à Espanna, uno per sei malo a todos & otro per sei buono a Nadie (zwey Männer machten das Unglück von Spanien; der eine weil er Jederman Böses, der andere, weil er Niemanden Gutes that.)

Wir verbinden mit diesen aus mehrern Kapiteln zusammengezogenen Nachrichten jetzo diejenigen, welche im fünfzehenten Kapitel unser Autor, so gut er konnte, von der Königinn mittheilt. Es hatte ihn viel Mühe gekostet, es dahin zu bringen, die Königinn speisen zu sehen, endlich verhalf ihm auf den Himmelfahrtstag Benjamin Ruth, ein Engländer dazu, sich in dieser Absicht in einen Winkel des Speisezimmers einzupassen. Die Taille der Königinn fand er noch etwas kleiner, als eine mittlere Taille zu seyn pfleget, und ihr Gesicht platt und nicht sehr groß. Ihr gegen über saß eine Dame, die das Amt einer Vorlegerinn hatte, und zu jeder Seite hatte sie zwey andere Damen, die sie auf den Knien bedienten. Die eine von diesen letztern versucht das Getränke zuerst, und reicht sodann die Schaale der Königinn hin; die andere hielt die Unterschaale und das Serviet, um

den Mund zu trocknen. Er nahm wahr, daß die Königinn sehr wenig trank, aber desto besser aß; Man tischte ihr viele Schüsseln auf, unter denen aber doch nicht viel gutes war. Der lustige Rath verrichtete seine Dienste während der Tafel mit vielem Amtseifer. In seiner Bemühung, die Königinn zu belustigen, ward er vortreflich durch die Meninnos, (oder dem Dienste der Königinn gewidmete Edelknaben) unterstützt, deren bübisches Betragen wenig Ehrerbiethung für die Majestät ihrer hohen Gebietherinn anzeigte. Einige standen an der Thüre und kneipten sich in die Waden, um einander zum Schreyen zu zwingen; andere fraßen mit dem Hofnarren einen Teller voll Aepfel; wiederum andere schwatzten ziemlich laut miteinander. Niemand war da, ihnen dergleichen Unfug zu wehren. Diese Meninnos sind Söhne aus den besten Häusern in Spanien, und ihre Verrichtung beym Essen der Königinn besteht im Auftragen der Speisen, die sie in einem Nebenzimmer finden und der schon erwähnten Vorlegerinn bringen. Sie tragen Campagnekleider von grauer Farbe, jeder aber hat ein anderes Grau an seinem Kleide.

Was die Hofdamen der Königinn betrift, so fand sie unser Author häßlicher, als Meerkatzen, und so entsetzlich geschminkt, daß ihre Wangen scharlachroth aussahen. Wenn die Königinn ausfährt, setzen sich die jüngern von ihnen zuerst in Kutschen, und fahren vor; hernach wird eine Kutsche mit den Duegnaz, oder alten Hofdamen gefüllt, welche weiß gekleidet und fast ganz verschleyert sind; und diese Kutsche fährt hinten nach. Vor ihr fährt die Kutsche, worinn die Königinn und die Infantin sitzen, und die von sechs Pferden gezogen wird. Am Schlage der Kutsche befindet sich eine alte Frau. Die Vertugadies, oder Pumpelröcke, welche die Damen tragen müssen, sind so groß, daß sie die ganze Kutsche einnehmen. Die Flügel der Kragen, welche den Kopfputz der Damen ausmachen, sind sehr lang und breit und gleichen Lappen von Nesseltuch. Die Königinn trägt keinen solchen Kragen, und ihre Haare sind nur ein wenig gegen die Ohren zurückgekämmt. Ihre Goller oder Valonas sind ein großer und theurer Fetzen Leinwand. Man nennet sie Valonas à la Carignana, weil die Prinzessin von Carignan, die sie mit aus Frankreich brachte, sie in Madrid zur

Mode gemacht hat. Ausserdem tragen die Damen einen Gürtel, an welchem Taschenuhren, Sackspiegel oder Mignaturgemählde herabhängen. Cicisbeen sah der Verfasser keine an diesem Staatswagen, der Marquis von Aytora ausgenommen, welcher zu Fuße neben einem davon hergieng und einer Dame von dem Strohfeuer seiner Liebe vorplauderte. Uebrigens hat unser Verfasser vernommen, daß man mit diesen Meerkatzen ohne allen Zwang in den Zimmern der Königinn selbst liebeln könne, und wo dies nicht angeht, unterhält man sich mit ihnen unter den Fenstern, von welchen herab sie sich einer Geberdensprache mit ihren Anbetern bedienen. Wenn eine Hofdame in den Stand der heiligen Ehe tritt, legt die Königinn ihrem Brautschatze fünftausend Thaler zu, mit deren Auszahlung aber nicht sehr geeilt wird. Ausser den Hofdamen und irgend einem Stallmeister hat die Königinn bey Erscheinungen im Publikum keine andere Suite, als den Hofnarren, einige niedere Hofbediente, und Fußknechte.

Wir

Wir gehen nun in unserm Auszuge wieder in die vorigen Kapitel zurück und sammeln, was dieselben sowohl über die spanische Nation und ihre Sitten und ihre Gebräuche überhaupt, als auch insonderheit enthalten; überschlagen aber die Einstreuungen von der Geschichte des damaligen Krieges und vom spanischen Antheil an Amerika, als aus der Geschichte genug bekannte Dinge.

Der vornehmste und verderblichste Theil von Aufwand, den die Spanier machen, kömmt ihren Mätreßen zugute; denn andere Arten von Aufwand, mit Reisen, die Armee besuchen und Luxus in Kleidung, Geräthschaften, Tafel und Belustigungen, sind ihnen, wie unser Author sagt, eben nicht gewöhnlich. Jeder Spanier von Bedeutung und Vermögen pfleget mit einer Dame der platonischen Liebe, die er so gut bezahlen muß, als die von einer andern Art, wozu er sich zugleich einer Buhlschwester bedienet. Die spanischen Buhlschwestern sind die geistreichsten und schaamlosesten Geschöpfe und verstehen ihre Kunst unter allen am besten, insonderheit was die Ausplünderung ihrer Liebhaber betrift. Unterröcke von dreyßig Pistolen

an Werth, Kutschen, kostbare Geräthschaften, Schmuck und andere zum Staat gehörige Dinge sind der Preis, um den sie ihren Liebhabern in die Arme fliegen. Man sagt, daß der Admiral von Castilien, der doch keiner der reichsten Großen in Spanien ist, für eine einzige Umarmung einer solchen Dirne achzigtausend Thaler bezahlt habe. Ein Palavicini aus Genua verschwendete an eine dergleichen zweytausend Thaler, und da er wahr nahm, daß diese Kreatur, um noch grössere Summen von ihm zu erpressen, die Erfüllung seiner Wünsche von einer Zeit zur andern verzögerte, verließ er sie, ohne für seine zweytausend Thaler was genossen zu haben. An den vierjährlichen feyerlichen Proceßionen in Madrid zeigen sich diese Priesterinnen der Astarte öffentlich in vollem Glanze. Auf diese Zeiten hin müssen sich ihre Liebhaber zur äussersten Freygebigkeit anstrengen, und geschieht dies nicht, so hat alles gute Vernehmen ein Ende. Auch sucht ein jeder seine Mätresse bey solchen Anlässen prächtiger als andere zu produciren. Zu andern Zeiten findet man dies Volk stündlich auf allen Strassen und Spaziergängen. Ihr Feldzeichen ist ein schwarzer Schleyer,

den sie so ins Gesicht zu ziehen wissen, daß nur ein Auge frey ist. Sie reden ohne alle Scheu mit jedem, der ihnen begegnet und sind unverschämter, als in Italien, wo sie die Leute nicht selbst aufsuchen, sondern sich suchen lassen. Die Frequenz schlechter Weibspersonen an öffentlichen Orten ist schuld, daß kein Frauenzimmer von Ehre sich da sehen läßt, und wenn auch eines in einem andern Hause Besuch abstattet, sich der Sänfte bedienet, ja sogar meistens die Messe nicht in der Kirche, sondern zu Hause hört. Die Conversation der öffentlichen Dirnen besteht meist aus Requiebros, einem Dinge, welches im Französischen Douçeurs genannt wird, und in allerley Spielen des Witzes, die, wie man leicht denken darf, nicht immer die sittsamsten sind. Als Probe führt unser Verfasser an, daß eine Courtisane, die einen Wohlstands wegen nicht nennbaren Theil mit der Aufschrift: Hier hängt an die Wand gezeichnet sah, sogleich darunter schrieb, aus Mangel eines Strickes (Sin hundo — falta de cuerda.) Eine andere Virtuosinn dieser Art, welche sich mit vier Pistolen für ihre Gewogenheit nicht genug belohnt glaubte, gieng einst in Mannskleidern zu ihrem so sparsam

gewesenen Liebhaber ins Haus und versicherte ihn in den verbindlichsten Ausdrücken, sie komme nur, ihm seinen freundschaftlichen Besuch zu erwiedern. Nach und nach wurde d e Conversation zwischen beyden von bloßen Requiebros zu reeliern Dingen fortgeführt, und als der Liebhaber sie in seinen Armen hielt, um sich ganz in ihren Reitzungen zu berauschen, riß sie sich plötzlich los, warf ihm einen Beutel mit hundert Pistolen hin, und sagte: so bezahl ich! (Assi pago mis Putas) fuhr zur Thüre hinaus, nahm durchaus das Geld nicht wieder, und verwehrte ihm allen fernern Besuch.

Bey öffentlichen Belustigungen erscheinen diese Nymphen in ihren Kutschen mit vorgezogenen Vorhängen, und wenn eine Mannsperson bey ihnen im Wagen sitzt, redet man sie nicht an. Wenn sie aber alleine fahren, steht es jedem frey, sich mit ihnen in Unterredungen einzulassen.

So glänzend die Rolle ist, welche diese Dienerinnen der Concupiscenz der Spanier, die aber nicht mit den Cantonneras, oder Gassenhuren zu

verwechseln sind, wovon unser Author im ein und zwanzigsten Abschnitte redet, spielen; so schlecht ist die Rolle, welche die Frauen zu spielen haben, die in der Ehe leben. Der Ehemann ist gewohnt, um seiner Frau die Uebertrettung des sechsten Gebots nach Möglichkeit zu erschweren, nicht wie die Frau vom Hause, sondern wie eine Sklavinn zu behandeln; und in Andalusien gehet der Ehedespotismus so weit, daß die Frau nicht mit dem Mann am Tische speisen darf, sondern ihn bedienen muß. Will der Mann noch höflich seyn, so giebt er ihr was zu essen hin, und das muß sie auf dem Boden auf einer Tapete oder einem niedern Tabouretchen sitzend verzehren. An dies niedrige Sitzen sind die Frauenzimmer in Spanien so sehr gewöhnt, daß sie auch in den Kirchen und auf dem Spaziergange nicht sitzen, wie andere Leute, sondern wie ein Schneider auf seiner Brille.

Die Kleidung der Spanier im vorigen Jahrhundert war ausser dem Rock und charakteristischen Mantel ein großer Wams mit Taschen wie Windflügel, welcher vom Halse bis an die Hüften herab sehr

genau an den Leib anschließt; ferner, eine Kuppel von Corduan, die wie die Degenkuppeln reichsstädtischer Stadtdiener, nur ein wenig niedriger, als das Milz zu liegen pflegt, über jenen Wamms geschnallt wird; und endlich Beinkleider, die so enge sind, daß man sich nicht darein kleiden könnte, wenn sie nicht zu beyden Seiten nach der Länge herunter, wie die Ueberhosen der Reisenden, mit Knöpfen versehen wären. Was die Schuhe betrift, so pflegten sich schon damals die Stutzer der Nation sie sehr enge und mit kleinen Solen machen zu lassen, wie dann kleine Füsse und dicke Waden von den Kennerinnen männlicher Verdienste in Spanien jederzeit sehr hoch geschätzt werden, und um deswillen sich mancher Galan mit falschen Waden zu schmücken pfleget, wie auch andere sich die Tortur zufügen, ihre Waden mit breiten Bändern zu binden, damit sie dick ins Auge fallen mögen. Solch ein Mopsenfuß ist gewöhnlich von aussen mit einem schwarzen seidenen Strumpf bekleidet, der mit sehr weiten Maschen gestrikt oder gewebt ist, und unter welchem ein weisser seidener Unterstrumpf hervorschimmert. Zur Zeit unsers Autors waren die großen

Hüte in Spanien aus der Mode gekommen und nur sehr kleine mit schwarzem Taft gefüttert gebräuchlich. Statt einer Borte sind schwarze Spitzen von beträchtlicher Breite um den Hut sehr reichlich herumgesetzt, die wie unser Autor sagt, den Spaniern so theuer müssen zu stehen kommen, als ein schöner Federbusch, weil diese Spitzen aus Flandern, oder aus Frankreich pflegten verschrieben zu werden. An weisse Wäsche wendet man in Spanien nicht viel und von Spitzenmanschetten weis man allda nichts; meistentheils trägt man Manschetten von Batist, und diese so sparsam, daß man mit drey Paaren ein ganzes Jahr auskömmt. Zum Spott sagt man den Spaniern nach, sie knöpfen ihren Wamms von hinten zu, weil sie gewohnt wären, nichts wie andere Leute zu thun: die wahre Ursache aber fand unser Verfasser darinn, daß die Zugluft in Spanien äusserst scharf und durchdringend ist, und man also aus Gesundheitssorge nöthig hat, den Unterleib vor aller Entblösung zu bewahren. Auch darf man in Spanien des Nachts nicht bey offenen Fenstern schlafen, ohne mit der Gicht, Contraktur und andern schweren Krankheiten für sein Schnappen nach

kühler Luft bestraft zu werden. Laut einer eigentlich hiehergehörigen Anmerkung im zwanzigsten Abschnitte ist insonderheit die Luft in Madrid von einer corrosiven Schärfe, die bey Leichen und andern faulenden Dingen keinen Gestank aufkommen läßt, und ihre Verwesung ausserordentlich beschleunigt. Daher sieht man in Madrid nur die Misthaufen, die man anderswo zugleich riecht, und hat ein solches Zutrauen zu der Reinigkeit der Madrider Luft, daß die Königinn in Spanien ihr Wochenbette nirgendwo, als in Madrid halten dürfen, wie dann auch das Madrider Wasser, es beyläufig anzumerken, nach unserm Autor für so leicht und rein gehalten wird, daß der Kardinal Infante bey seinem Aufenthalt in den Niederlanden es sich in Tonnen hat nachführen lassen. Die Winterzeuge der Spanier hießen damals im Französischen la Bayette und Batine; von jenem wurde der obenbeschriebene Wamms verfertiget, welcher auch im Sommer nicht abgelegt wird; von dieser, das gewöhnliche Oberkleid. Im Sommer hingegen kleideten sich die Spanier in Rock und Hosen von Taft, und den Mantel trugen sie in allen Jahrszeiten.

Unter den öffentlichen Festen sind in Spanien, ausser dem schon beyläufig erwähnten Stiergefechte, wovon im siebenzehnten Abschnitte unser Autor einige unten zu meldende Anekdoten beybringt, noch das Fest der Spazierfahrt, davon er die Nachrichten in mehrern Abschnitten, so wie es ihm einfiel, zerstreut einrückte. Ferner, das Fest der Herradura, oder des Ochsenbrennens, und das Fronleichnamsfest. Der Autos, oder geistlichen Schauspiele nicht einmal zu gedenken. Nach der Anleitung unsers Verfassers spreche ich von der solennen Spazierfahrt (K. 9. 13.) zuerst. Die Plätze, worauf dieselbe am ersten May, um gleichsam die Rückkunft des Frühlings damit zu feyern, vorgenommen wird, sind innerhalb den Ringmauren von Madrid, La Calle mayor, oder ausserhalb denselben, der Prado, oder die Gegend nahe an Retiro oder auch al Rio. Die ganze Distinktion eines an dieser festlichen Spazierfahrt antheilnehmenden Titulado, das ist, eines Mannes von hohem Range, bestehet in vier langvorgespannten Maulthieren an seinem Staatswagen, und etwas mehr Bedienten, als ein minder Vornehmer haben mag. Die Pagen stehen auf den

Steigbügeln am Schlage der Kutsche, und statt einer Livree tragen sie meistens schwarze Kleidung. Die andern Bedienten sind nur auf den Rockärmeln galoniert, und wenn es auch ein anderer Theil ihrer Kleidung seyn sollte, so ist es nicht reichlich. Die Bedienten des Königs haben unter allen die schlechteste Livree, und, wie man wenigstens unsern Autor versicherte, auch den schlechtesten Lohn. Ein sonderbares Privilegium der spanischen Lakayen, dessen derselbe beyläufig erwähnt, ist, alles für sich nehmen zu dürfen, was am Sonnabend im Hause ihrer Herrschaften an Speise, Oel, Salz und Lichtern übrig ist. Doch sind die Visiten und Gastmale, welche in großen Häusern gewöhnlich an diesem Tage gegeben werden, schuld, daß meistens der ganze Vorrath von diesen Artikeln aufgebraucht wird, und die Bedienten deswegen keine Gelegenheit haben, von jenem Privilegium die Anwendung zu machen.

Leute vom höchsten Range fuhren ehemals bey dieser Spazierfahrt mit sechs Maulthieren, welches aber nachher vom Känig aus der Ursache, verbothen wurde, weil sehr viele, die nicht mit

sechsen fahren konnten, wegblieben, um nicht für geringer angesehen zu werden. Die Kutscher dürfen nicht mehr auf dem Bocke sitzen, sondern auf einem Maulthiere an der Deichsel, weil einsmals einer ein Geheimniß ausgeplaudert hatte, welches der Graf Olivarez in dem Wagen einem andern Herrn vertraute. Wer keinen Staatswagen vermag, um damit bey dieser Spazierfahrt zu paradiren, setzt sich auf ein prächtig gesatteltes Pferd und reitet mit. Gemeine Leute und nicht mit Equipage versehene Fremde schlendern zu Fuße dem Wagen hintennach und neben daran. Die Frauenzimmer stralen dabey in dem vollsten Glanze ihres Putzes und sparen den Carmin und das Bleyweis auf ihren Gesichtern bey keiner Gelegenheit so wenig, wie bey dieser. Was die unterhaltenen Buhldirnen bey diesen solennen Spazierfahrten für eine Figur machen, ist aus dem abzunehmen, was schon oben gesagt worden. Diejenigen, deren Anbether ihnen keinen Staatswagen zu schaffen das Vermögen oder den Willen haben, stehen auf den Strassen und Wägen, die zu dem Spazierplatze führen, und wenn, wie schon erwähnt, sich eine noch nicht mit einer Mannsperson im

Gespräche befindet, kann der erste beste sich mit ihnen einlassen, wozu sie ohnehin durch ihre freye Anrede Gelegenheit geben, und Citronenhändlerinnen, Pastillenkrämerinnen und andere dergleichen Armkörpgenträgerinnen einen Wink geben, herbeyzukommen, daß man ihnen abkauft und der Courtisanne damit ein Geschenk macht, wobey gewöhnlich für fünf Sols Waare mit mehr als einem Thaler bezahlt werden muß.

Wenn sich nun die Leute, bis es anfängt, Abend zu werden, unter den Kutschen, Reitpferden und Fußgängern genugsam umgetrieben und an all der Pracht und Hoffart satt gesehen haben; fangen sie an, zu fühlen, daß ein Ding in ihnen wohne, welches Magen heißt, und dies erinnert sie an die Merenda, welches so viel ist, als das Gouter der Franzosen. Solch ein Gouter im freyen Felde zu genießen, ist überhaupt eine Lieblingsgewohnheit der spanischen Nation, und sie machen sich diese Veränderung nicht bloß am Tage der solennen Spazierfahrt, sondern auch fast alle Sonntage. Man würde sich aber gröblich irren, wenn man glaubte, daß bey solch einer Schmauserey schwei-

zerische Prodigalität und Freßsucht bemerkt werde; sondern ein mässiger Spanier nimmt schon mit einer einzigen Zwiebel, oder mit einem Katzenschüsselchen voll Salat, oder einem viermal halbirten hartgesottenen Ey, oder einem Schnitte Schinken, so dünne wie Postpapier, zu seiner Merenda fürlieb, und verzehrt solch ein mageres Gerüchte mit einer so majestätischen Bewegung der untern Kinnlade, als ob er ein Tischgenosse des Kaiser Vitellius gefrässiger Gedächtnis wäre. Und gesetzt auch, die Abendtafel wäre ein bisgen reichlicher bey ihnen bestellt, so kömmt das doch keinem Fremden, der sie etwa dabey überraschen würde, zugute; sondern sobald sie einen ansichtig werden, nimmt ein jeder von der zuvor versammelten Gesellschaft mit den Worten: con Licenzia, einen vollen Teller vom Tisch und schickt ihn seiner Gattinn oder Mätresse nach Hause, so daß, ehe der Fremde dazukömmt, schon die ganze Tafel geleert ist.

Der König befindet sich um die Zeit jener solennen Spazierfahrt gemeiniglich zu Aranjuez, fährt aber mit gewechselten Maulthieren zu derselben

nach Madrid und das so schnell herein, daß er zu den sieben Stunden Weges, die er machen muß, nur drey nöthig hat. Er fährt sodann etwa einmal auf dem Platze der Spazierfahrt herum und kehrt sogleich wieder nach Aranjuez zurücke. So wie er an einer Kutsche vorbey fährt, zieht jeder aus Devotion den Vorhang zu; wenn aber sein Prinz dabey ist, hält jedermann stille und die maskirten Damen nehmen die Maske ab.

Das Stiergefechte (K. 17.) ist die zweyte Art von Solennität, wobey sich die große und kleine Welt in Spanien öffentlich versammelt, und nichts solenneres zu sehen glaubt, so daß ein Fremder, der nicht bey diesem Anlasse die äusserste Entzückung über das, was er zu sehen bekömmt, fingirte, sich die Spanier sehr übel zu verpflichten Gefahr liefe. Die Placa major ist der Schauplatz zu diesem Schauspiel in Madrid. Die Balkons, worauf sich die Damen als Zuschauerinnen befinden, sind mit Tuch von verschiedenen Farben gezieret, und an nichts, was zur Pracht dienen kann, wird dabey gespart. Die königlichen Dika-

sterien kleiden ihre Balkons in Sammet oder in Damast, und vor jedem hängt der Schild seines Dikasterialsiegels oder Wappens. Der Balkon des Königs ist vergoldet und mit einem Baldachin versehen. Die Königinn und die Infantinn sitzen neben dem König und hinter ihm sein Günstling oder erster Minister. Zur rechten des königlichen ist ein großer Balkon für die Hofdamen; alle andere Balkons aber sind ohne unterschied für denjenigen, der einen davon miethen kann. Diese Miethe ist aber, obschon auf der ersten Bank nur fünf bis sechs Personen Platz haben können, ziemlich theuer und muß eine Gesellschaft, welche die erste und zweyte Bank für sich mit einander nimmt, zwanzig auch fünf und zwanzig Thaler dafür bezahlen. Für Gesandte und fremde Herrschaften läßt der König welche insonderheit bestellen. Unter den Balkons ist eine Art von Bühnen, deren Bretter nur einige Schuhe weit in den Kampfplatz hineinragen, und zwischen den Pfeilern der Galerien hindurch schauen. Auf diesen Bühnen nimmt das gemeine Volk Platz, ein jeder so gut er kann. Auch versetzt ein gemeiner Bürger in Madrid lieber seine Sonntagskleidung oder besten Haus-

rath, als daß er aus Mangel an Gelde bey einem Stiergefechte zu Hause bliebe. Solcher Stiergefechte werden in Madrid jährlich vier vorzügliche gegeben. Das erste auf den Tag des heiligen Isidor, des Schutzpatrons der Stadt, wobey zwar die Stadt die Kosten trägt, aber doch vom König drey tausend Thaler Zulage dazu bekömmt. Das zweyte fällt auf den Johannestag und das dritte in den Monat September, das vierte in eine unbestimmte Zeit. Das zweyte und dritte sind die vornehmsten; weil an denselben sich sehr viele Torreadores oder Kämpfer zu Pferde in die Arena verfügen; dahingegen bey den beyden andern meist Stierkämpfer zu Fuße sich mit dem Hornvieh zu streiten pflegen.

Ehe der König kömmt, kann man auf den Kampfplatz fahren und gehen. Sobald aber die Hellebardierer von jenem sich zeigen, und mit derben Streichen auf die versammelte Menge zu verstehen geben, daß man Platz machen müsse, wird der Kampfplatz augenblicklich geräumt. Die Wache nimmt dann auch Platz an den vier Thoren des

Amphi-

Amphitheaters und unter dem Balkon des Königs. Vier oder fünf Alguazils, oder Oberhäscher in Staatsmontur, stehen mit entblößtem Haupte an der Spitze von jedem Trupp der Wache, und sobald der König sitzt und winkt, läßt derjenige von ihnen, welcher die Oberaufsicht über die Wasserfässer hat, die damit beladenen in Bereitschaft stehenden Wägen abfahren, und die Schläuche an den Fässern öffnen, wodurch der ganze mit Sand bestreute Kampfplatz hinlänglich befeuchtet wird. Wann das geschehen ist, werden die Wasserwagen zu den vier erwähnten Thoren herausgeführt, die Kämpfer hineingelassen, und die Thore geschlossen. Bey dem Gefechte, welches der Autor mit ansah, geschah folgendes. Ein Mann von Valladolid, welcher sich einen Ochsen beritten gemacht hatte, kam zuerst in den Kampfplatz auf seinem Hornvieh sitzend und hatte einen Fußgänger als Schildknappen bey sich. Dieser Ochsenritter ritt gerade vor den Balkon des Königs hin, bezeugte ihm seinen tiefen Respekt und wollte darauf zeigen, was sein gehörntes Paradethier gelernt hätte. Dem zufolge mußte dasselbe galopiren, trottiren, paßgehen, mit einem Worte, die ganze Reitschule

durchmachen, weil aber dem guten Ochsen das Ding zu lange währen mochte, lüftete er endlich seine Hinterfüsse mit so großer Kraft und Nachdruck, daß der Ochsenstallmeister aus dem Sattel gehoben und ungemein zierlich auf den Sand gesetzt wurde. Dieser achtete aber seines Falles nicht im geringsten, so sehr sich auch die spanische Gravität der Zuschauer emancipirte, ihn zu verspotten und auszulachen; sondern lief seinem gesattelten Ochsen so lange nach, bis er ihn einfieng und sich wieder auf den Sattel geschwungen hatte. Das war aber nur der erste Akt einer Farce, worüber nur ein Spanier aus vollem Halse lachen kann. Und kurz hernach begann der zweyte. Der König gab nemlich nach Gewohnheit seinem Günstling Don Luis de Haro die Schlüssel zum Wildenochsenstalle, der sie sodann auf den Kampfplatz warf, damit ein Alguazil sie auflesen und jene Stallthüre damit öffnen sollte. Sobald nun aus der offenen Stallthüre ein wilder Ochse herausgelassen wurde, und mit jenem schulgerechten sich in eine Controvers einlassen wollte, vergas der berittengemachte seine ganze Reitlektion, und that so tolle Sprünge, Stösse und Ausfälle, daß sein

auf ihm sitzender Gebiether sich völlig ausser Stande befand, den ritterlichen Kampf mit dem wilden Stiere, wozu er sich bereit hielt, zu beginnen, und sich nach manchem vergeblichen Versuch in der Sache, worüber die Zuschauer ein fürchterlich brüllendes Gelächter ausstießen und nach mancher dienstfreundlichen Salutation des wilden Stieres mit seinen polemisirenden Hörnern, die mit der Lanze zu erwiedern, nicht in seiner Macht stand, vom Kampfplatze hinweg begeben mußte.

Dergleichen ernsthaft posirliche Auftritte fallen nach der Bemerkung unsers Reisenden nicht bey allen Stiergefechten vor, sondern der gegenwärtige war so ein ausserordentlicher Zufall, als wenn sich ein hellvetischer Dorfgeistlicher in die Kampfspiele seiner Bauern gemischt hätte. Das gewöhnliche solcher Stiergefechte ist hingegen, nach seinem Berichte, daß man einen wilden Stier nach dem andern heraus läßt, und je wilder ein solcher ist, desto geschwinder geht er auch auf seine Feinde, die Kämpfer, los. Im Anfang jagt er sie alle auf dem Kampfplatze herum, und diejenigen unter ihnen, die nicht Behendigkeit genug

besitzen, ihm auszuweichen, strecken sich auf den Bauch zur Erde, und lassen ihn über sich wegspringen. Denn auf diese Weise widerfährt ihnen kein Uebel, weil der Stier bey seinem Stosse mit den Hörnern die Augen zudrückt, folglich seine Feinde nicht sieht und meist in die freye Luft stößt. Andere halten ihm ihren Mantel oder Hut entgegen, an denen er alsdann seinen ganzen Grimm ausläßt. Hierinn besteht eigentlich nur der Scherz oder Schimpf der spanischen Stiergefechte; der Ernst hingegen in folgendem. Die geschicktesten unter den Kämpfern trachten mit einer ihnen eigenen Behendigkeit dem Stier jeder einen Wurfspies zwischen die Hörner in den Schedel zu werfen: denn mehrere dergleichen Würfe sind nöthig, das Thier zu schwächen, damit es nicht in seiner Wuth allen Kämpfern den Bauch aufreiße. Unser Autor merkt an, daß in seiner Gegenwart sich vorzüglich ein Barbier durch seine Geschicklichkeit im Werfen des Wurfspieses ausgezeichnet habe. Wenn nun das Thier mit diesen am Ende zur Erleuchterung des Schwebens in der freyen Luft mit einem Fähngen von rothem Papier versehenen Spiesen sich verwundet fühlt, wird es immer toller

und rennt und stößt gegen die Erde, so daß das Eisen der Waffen immer tiefer ins Gehirn eindringt. Ja man sagt, daß an dem Schädel der Stiere sich ein Fleck befinde, woran ein Wurfspieß geworfen, das Thier auf der Stelle tödtet, und daß sich Torreadores genug finden, die diesen Fleck so gut zu treffen wissen, daß der Stier von ihrem ersten Wurfe sterben muß. Wenn nun das arme Thier durch diese beygebrachten Kopfwunden genug gequält und entkräftet ist, wird in die Trompete gestossen, zum Zeichen, daß es nun gelähmt werden dürfe. Dies Lähmen besteht darinn, daß man ihm Fangeisen an die Füße wirft und zum Degen oder großen Schlachtmesser greift und trachtet, ihm die Sehnen an den Hinterfüssen abzuhauen oder abzuschneiden. Noch ist diese Thierplage damit nicht zu Ende, sondern sobald der Pöbel merkt, daß das Thier nur noch auf drey Beinen forthinkt, läßt er einen Regen von Cuchilladas auf dasselbe fallen. Diese Cuchilladas bestehen in wechselsweisen Hieben und Stichen, und kein Spanier würde sich für den Sohn seines Vaters halten, wenn er nicht entweder auf dem Kampfsplatz selbst, oder von der

schon erwähnten Bühne herab, im Falle ihr der Stier nahe genug ist, und er sich auf der ersten Bank befindet, dem geplagten Thiere eine Menge davon beybrächte. Der Autor merkt an, bey dieser Gelegenheit deutlich wahrgenommen zu haben, was für einen scharfrichterischen Gemüthscharakter die spanische Nation habe. Sobald nun ein Stier auf diese Art, wie durch einen Justizmord, vom Leben zum Tode befördert worden ist, wird er mit Maulthieren vom Kampfplatz weggeschleppt und ein andrer zur Wiederholung eben dieser Kampfübung aus dem Stalle losgelassen. Bey dem Gefechte, welches der Autor mit ansah, wurden zwanzig dieser Thiere gemordet, und ihre Haut war so zerfetzt, daß man hätte Siebe daraus machen können. Wenn es zu gefährlich ist, sich diesen Thieren zu nähern, werden auch wohlthätige Hunde an sie gehetzt, nemlich die so wohlthätig sind, wie die, deren sich die gottseligen Spanier zur Entvölkerung von Amerika von seinen mit heidnischer Blindheit geschlagenen Einwohnern in der Vorzeit bedienten. Sobald nun die Hunde ihre Fangzähne in das Thier eingeworfen haben, helfen es die Kämpfer mit Hieb

und Stich vollends umbringen. Bey dem Gefechte, welches unser Reisender zu sehen bekam, war zu Pferde der lustige Rath von Don Luis de Haro, welcher seinen Wurfspies nicht ungeschickt warf, aber damit ihm kein Unglück widerführe, sogleich vom König Befehl erhielt, den Kampfplatz wieder zu verlassen. Wer mit einem Stier kämpft, muß auf englische Art, oder à la Genette im Steigbügel stehen, das ist kurz reiten und nicht lang, oder auf französische Weise, welches man zu unsers Autors Zeiten à la Stradiotte zu heißen pflegte. Denn bey langhängenden Steigbügeln liefe der edle Ritter Gefahr, daß ihm sein Feind mit den Hörnern ein Bein abstieße. Auch taugt ein Schulpferd nicht, um solch ein ritterlich Abendtheuer bestehen zu helfen, sondern es muß ein gewöhnliches starkes Pferd seyn, welches nicht hartmaulig ist und dem Sporn wohl gehorchen kann. Wer solch ein Pferd hat, und sich nicht selbst mit dieser Ochsenpolemik befassen mag, darf einem andern, der ihn lehnungsweise darum ersucht, es nicht wohl verweigern, und wenn es in diesem rühmlichen Streite umkömmt, ohne seiner Ehre zu nahe zu tretten, nicht wohl einen Ersatz dafür verlangen.

Bey dem Stiergefechte, wovon unser Reisender Augenzeuge war, fand sich, wie schon erwähnt, ausser gedachtem Hofnarren, kein einziger Kämpfer zu Pferde; dafür aber kam ein Unadelicher oder Bauer, weil das erwähnte Gefecht, mehr für die Bauern bestimmt zu seyn pfleget, auf einem Esel in den Kampfplatz geritten. Im Anfang seines Kampfes ward er samt seinem langohrigten Thiere von dem Stier über den Haufen geworfen; er aber und sein Esel ließen sich das nicht anfechten, raften sich wieder auf, und nun ersah jener seinen Vortheil im Streit so gut, daß er dem Stier eine Wunde zwischen den Hörnern beybrachte, auf welche das Blut in Strömen floß. Nach dieser Heldenthat erbath er sich den erlegten Stier vom Könige zum Geschenk aus, und erhielt ihn. Vergnügter, als wenn er mit Lorbeern wäre gekrönet worden, kehrte er mit seiner ersiegten Beute nach Haus. Zuweilen fallen die Stiere die Wache an, die rings um den Kampfplatz herum einen Kreis schließt, und sich mit ihren Hellebarden und Dolchen gegen jene zu wehren sucht. Tödtet die Wache einen Stier, so darf sie ihn zum Lohn dafür verzehren. Nicht immer ist aber diese Wache so

siegreich; und unser Verfasser sah, daß jene sich zweymal auf den Bauch legte, um die Stiere über sich wegspringen zu lassen, statt ihnen mit gewafneter Hand zubegegnen. Was die Anführer der Wache, oder die Oberhäscher betrift, so zeichnen sich bey dieser Parade durch ihre schöngestickten Schabracken und mit Buckeln reichlich beschlagenes übriges Reutzeug aus, und in der Flucht vor den Hörnern der Stiere sind sie geschickter, als in der vor Hörnern einer andern Art, die, wie unser Verfasser zu bemerken sinnreich genug ist, in Madrid nichts rares zu seyn pflegen.

Der Hauptheil dieser ganzen Solennität fängt sich erst Nachmittags an. Damit aber die, welche um diese Zeit derselben beyzuwohnen verhindert seyn mögten, doch nicht ganz um dieses Schauspiel kommen, werden auch schon des Vormittags einige Stiere gehetzt; weil aber dabey nicht die obenbeschriebene pünktliche Ordnung beobachtet wird, läuft die Sache nie ohne großes Unglück ab, und nicht selten bezahlt ein Zuschauer seine Neugierde mit dem Leben. So wie jeder Galan die Pflicht hat,

am Feste der Spazierfahrt seine Göttinn spazieren zu führen, muß er bey dem Stiergefechte ihr einen Platz auf einem Balkon miethen und sie mit Erfrischungen bewirthen. In Tunis und Algier werden, wie man den Autor versicherte, auch dergleichen Stiergefechte gehalten, und noch mit größerm Pomp als in Spanien selbst. Der Pabst hat zwar alle die in den Bann gethan, welche solchen Stiergefechten als einer aus dem Heidenthume entsprungenen Sache zuschauen und als Kämpfer daran Theil nehmen. Allein wie unser Verfasser mit einer für seine Zeit nicht gewöhnlichen Freymüthigkeit anmerkt, so glaubten die Spanier nicht, daß es dem heiligen Vater mit einem solchen Anathema ein Ernst seyn könne, und können sich unmöglich vorstellen, daß derselbe an dem Wohl der Ochsen so aufrichtig Antheil nehme, daß er den Feinden derselben nicht wohl wolle. Ausserdem halten die Spanier, die ihrer Wuth so unzähligemal gegen Juden, Protestanten und Heiden in der Inquisition den Zügel schiessen lassen, es für lächerlich, sich in diesem Punkt in Ansehung des Hornviehes zu geniren.

Die Herradura (K. 15.) oder das Ochsenbrennen, welches jährlich den Tag nach dem Himmelfahrtsfeste vorgenommen wird, ist die dritte öffentliche Feyerlichkeit, wovon, als von einem spanischen Nationalgebrauche, muß gesprochen werden. Dies Fest scheinet erfunden zu seyn, um zu zeigen, wie ehrwürdig das Amt eines Ochsenknechtes ist, weil der König demselben bey diesem Anlasse selbst obliegen muß. Er verfügte sich nemlich, nachdem alle Zuschauer der Ceremonie sich hinter einen mit Planken verschlagenen großen Platz begeben hatten, wie unser Autor mit ansah, im Gefolge des Premierministers und aller nebst ihm zu Pferde sitzenden Hofleute an das Ende einer großen Allee, um die auf dem Felde zerstreuten Ochsen vor sich herjagen zu helfen. Damit das Geschäfte noch besser von statten gehe, bedienet er sich, ausser seiner Suite, noch anderer Leute zu Pferde, die mit Prügeln ihn in dieser Art von Treibjagd meisterlich unterstützen und die Ochsen bis zu dem eingeschlossenen Platze treiben, an dessen Eingange sie durch noch andere mit stentorianischem Geschrey und Schlägen vollends hinein gezwängt werden. Wenn dies geschehen

ist, verläßt der König den Schauplatz, verfügt sich in eine Kirche und hört die Messe. Nachdem diese Andacht vorbey war, kam der Gouverneur von Aranjuez, welcher damals für den besten Torreador in ganz Spanien galt, und jagte die Ochsen in eine Art von Nothstall, der dazu aufgebauet war, damit sie darinn könnten gebrannt werden. Darinn blieben sie drey Stunden, während welcher Zeit sich alle Balkons und Bühnen mit Zuschauern anfüllten, und nach deren Verfluß sich auch der König in seiner Loge einfand. Sobald dies geschehen war, gab der König ein Zeichen zum Anfange der Ceremonie. Und hierauf kamen in den verschlossenen Platz eine Menge junger Bauern zum Vorschein, die man Herradores, zu teutsch, Ochsenbrenner nennt, welche sich bereit machten, die festliche Operationen an den eingepferchten Ochsen zu verrichten.

Der geschickteste unter diesen Operateurs trachtete darnach, einen Ochsen beym Schwanze oder bey den Hörnern zu fassen und seine Assistenten kamen sogleich zu Hilfe, damit man ihn zu Boden werfen könnte. Ein Kollege des Operateurs kam

hierauf geschwind mit einem nicht weit von dem Nothstalle aus dem Feuer glühend herausgenommenen Brenneisen, und während von den andern Taurochirurgen ein Paar dem Ochsen die Ohren schlitzten, brannte dieser ihm das Zeichen mit dem Eisen auf einen Hinterbacken. Zu diesem Kunststück gehört, wie unser Autor nicht ohne Grund anmerkt, eine feine Geschwindigkeit, weil sich der Ochse vor und nach derselben sehr ungeberdig zu betragen pfleget. Um seinen Stößen auszuweichen, bedienen sich die Herren Ochsenbrenner eben der Hilfsmittel, deren schon beym Stiergefechte Erwähnung geschehen ist. Während der Ochse einen Stoß in die Luft thut, springt ihm der kühnste von jenen aufs Genike und packt ihn bey den Hörnern, und alle andere da, wo sie ihm am besten beykommen können. Wahr ist es immer, daß viele von diesen Herradores zu Boden geworfen und sonst mißhandelt werden, und nichts rettet sie von den tödlichen Stößen, als die Geschwindigkeit, womit sie sich auf die Erde legen, damit der Ochse seinen Stoß in die Luft thun muß. Für so todt man sie hält, wann sie da liegen, stehen sie gleich wieder auf, sobald der

Ochse nicht mehr im Wege ist. Dies Spiel, sagt unser Autor, sey ziemlich artig, nur sey es nicht gut mit zu spielen. Der König wohnt dieser Feyerlichkeit mehr aus Politik, als aus Liebhaberey bey; und damit er doch auch was belustigendes dabey hätte, ließ Don Luis de Haro seinen Hofnarren, so wie nachmals auch beym Stiergefechte, auf einen apokalyptischen Schimmel sitzen und in den mit Planken verschlossenen Platz hineinreiten. Sein Pferd und er hatten da sehr üble Zeit, und wurden von den gebrannten Ochsen weidlich mit den Hörnern gegrüßt, so daß einsmals dies Pferd dadurch aerostatisch wurde und den guten lustigen Rath plötzlich auf den Sand setzte. Die Herradura wird übrigens gewöhnlich an ein Paar Duzend Stieren vollzogen, die dadurch feyerlich zum nächstfolgenden Stiergefechte gleichsam eingeweihet werden.

Die vierte Madrider Feyerlichkeit, der zu gedenken, der Autor (K. 18.) Anlaß giebt, ist das Fronleichnamsfest, welches auf den sieben und zwanzigsten May in Spanien zu fallen pflegt. Die Beschreibung davon ist nicht wohl eines Auszuges

fähig; daher wird mir eine wörtliche Uebersetzung dessen, was jener sagt, nicht als ein zur Vermehrung der Bogenzahl meines Manuscriptes erdachter Prätext in Anrechnung zu bringen seyn.
„ Unter allen Processionen in Spanien, deren
„ Zahl nicht gering ist, dauert keine länger, als
„ die am Fronleichnamstage. Der Anfang der-
„ selben geschieht mit einem Trupp, welcher mit
„ Hoboisten, Tamburinschlägern und Virtuosen
„ auf den Castagnetten (kleinen Klappern) unter-
„ mengt ist. In diesem Truppe befinden sich
„ Leute, die nach dem Klange dieser Instrumente
„ so affenmässig herumhüpfen, springen, und
„ tanzen, daß man sie für Fastnachtsnarren hal-
„ ten könnte. Der König begiebt sich bey diesem
„ Feste in die Kirche Santa Maria, die nicht
„ weit von seinem Pallaste entfernet ist, und nach
„ allda gehörter Messe kömmt er heraus mit einer
„ Wachskerze in der Hand und vor ihm her geht
„ der ganze Hof und alle Dikasterien, wie auch
„ ein silbern Tabernakel, unter welchem das
„ hochwürdige Gut getragen wird. Um an die-
„ sem festlichen Tage keinen Rangstreit zu verur-
„ sachen, geht alles untereinander in Procession,

„ es mag ein Rath de la Hazienda oder de las
„ Indias u. s. w. seyn. Vor dieser zahlreichen
„ paarweise gehenden Suite des Königs gehen
„ Maschinen von Pape her, die Riesen vorstellen
„ und von Männern getragen werden, die unter
„ Weiberröcken versteckt sind. Unter diesen Larven
„ giebt es verschiedene, die in der That scheuslich
„ aussehen. Die erste ausgenommen, die nichts
„ ist, als ein ungeheurer gemahlter Kappenkopf,
„ der auf dem Kopfe eines kleinen Mannes befe-
„ stigt ist, welcher ihn bewegt und schüttelt, so
„ daß man meynen sollte, man sehe den Kopf
„ eines Coloß auf dem Rumpf eines Pygmäen,
„ stellen von diesen Larven sieben an der Zahl
„ drey Maurische Riesinnen und vier Maurische
„ Riesen vor. Man nennet sie Hyos de los
„ vezinos, wie auch Mamelinas, nach dem Na-
„ men des barbarischen Königs Mammelin,
„ welcher in alten Zeiten Spanien beherrscht haben
„ soll. Diese papiernen Ungeheuer sind so sehr eine
„ Lieblingssache der Spanier, daß der elendeste
„ Marktflecken welche hat, um sie bey Processio-
„ nen zu gebrauchen. Ausser ihnen wird auch
„ bey feyerlichen Aufzügen die Schlange Tarasca

her-

„ herumgeführt. Der Name Tarasca stammt von
„ einem ehemals Braucaira gegenüber am Ufer
„ der Rhone in der Provence gestandenen Walde,
„ auf dessen Platze jetzt die Stadt Tarascona
„ erbauet ist. Diesen Wald soll eine Schlange
„ weiland unsicher gemacht haben, die dem Men-
„ schengeschlechte nicht gewogener war, als jene
„ Schlange im Paradies. Ueber erwähnte
„ Schlange soll aber die heilige Martha mit ihrem
„ Gürtel und beständigen Gebete den Sieg er-
„ halten haben. Ich will den Grund oder
„ Ungrund dieser Legende nicht untersuchen, son-
„ dern nur melden, daß diese Schlange Tarasca
„ eigentlich eine Maschine auf Rädern ist, und
„ eine weibliche Figur von ungeheurer Größe
„ vorstellt, mit einem schuppigen Leibe, scheus-
„ lichem Bauche, breiten Schwanze, kurzen
„ Füßen, gebogenen Krallen, schrecklichen Augen,
„ offenen Rachen und drey Zungen nebst spitzigen
„ Zähnen. Die Leute, welche im Innern von
„ diesem Scheusal verborgen sind, wissen es durch
„ Triebwerke so geschickt zu bewegen, daß dem-
„ jenigen, der es auf eine tölpische Art angaft,
„ der Hut davon abgenommen wird, und die

„ Bauren insonderheit sind einfältig genug, sich
„ vor dieser Maschine zu fürchten, obschon sie
„ ausgelacht werden, wenn ihr Hut durch die=
„ selbe erschnappt wird. Mit dieser Schlange
„ und jenen Riesen hatte sich einmal ein komischer
„ Vorfall ereignet. Ein Dorf schickte Leute in
„ ein anderes um sechs Riesen, zwey Pygmäen
„ und die Tarasca zum Gebrauch am Fronleich=
„ namsfeste zu borgen, und da begab sich, daß
„ die, welche diese Maschinen abholten, im Heim=
„ wege auf den Einfall geriethen, sich zum Zeit=
„ vertreib in Processionsordnung zu versetzen und
„ in der Bewegung von jenen zu üben. Es war eine
„ mondhelle Nacht, worinn sie dies thaten, und
„ auf ihrem Weg begegnete ihnen eine Caravane
„ von Maulthiertreibern und andern Fuhrleuten.
„ Da diese Reisenden die ungeheure Figuren von
„ weitem erblickten, welche jene trugen und be=
„ wegten und zugleich aus der Ferne ein Geschrey,
„ Gelächter und Jauchzen hörten, auch dabey
„ nicht daran dachten, daß den folgenden Tag
„ das Fest seyn könnte, auf welchem man der=
„ gleichen Dinge zu Processionen gebraucht, wur=
„ den sie von einer solchen Furcht befallen, daß

„ sie Maulesel und Fuhrwerk stehen liessen und
„ aus allen Kräften das Feld räumten. Als die
„ Maschinenträger dieses gewahr wurden, legten
„ sie ihre Larven ab, liefen den Fliehenden nach,
„ um ihnen Muth einzusprechen und sagten ihnen,
„ sie sollten doch ihre Thiere und Fuhrwerk nicht
„ verlassen. Diese aber wollten nicht standhalten,
„ sondern liefen in vollem Schrecken und in einem
„ Odem in das nächste Dorf und bothen alle
„ Bauern auf, sie mögten ihnen doch behülflich
„ seyn, die Gegend von gewissen Strassenräubern
„ zu reinigen, die aussähen, wie der Teufel
„ selbst. Während sie dies thaten, machten sich
„ jene Larventräger, die sich nun allein im Felde
„ sahen, hinter die Weinschläuche der Reisenden,
„ und thaten so starke Züge aus denselben, daß
„ sie endlich ganz berauscht auf ihre Maschinen
„ niederfielen und einschliefen. Nun kamen die
„ Reisenden mit der bewafneten Dorfgemeine her=
„ bey, und als letztere die Schlafenden gewahr
„ wurden, ergab es sich sehr bald, daß es nur
„ ein spanisches Schrecken gewesen war, was jene
„ zur Flucht und Aufforderung von Hülfe getrie=
„ ben hatte. Wer den Schaden hat, sagt das

„ Sprichwort, darf für den Spott nicht sorgen,
„ unsre Reisende wurden ausgelacht und weil
„ sie den Bauern unnöthige Mühe gemacht hat-
„ ten, soffen sie ihnen noch all den Wein aus,
„ welcher in den Schläuchen übrig geblieben war,
„ und dann gieng ausser den Schlafenden, jeder
„ seines Wegs. An dem Orte, wo das Fest
„ war, mußte man des andern Tages ziemlich
„ lang auf die Maschinenträger warten; und als
„ diese endlich nach ausgeschlafenem Rausche an-
„ langten, lief die ganze Procession auseinander
„ und ließ Kreutz und Fahne im Stich, um zu
„ hören, was diesen Leuten widerfahren wäre,
„ die es dann auch zu ihrer Entschuldigung sehr
„ umständlich erzählten. Um aber nach dieser
„ Abschweifung wieder auf die Mamelinas in
„ Marid zurückzukommen, muß ich melden, daß
„ das vornehmste Kunststück derselben in einem
„ spanischen Komplimente besteht, welches sie
„ machen müssen, wann sie an den Balkon der
„ Königinn kommen. Auch suchen die Dirigenten
„ dieser Maschinen vor der Königinn ihre Kunst
„ in allerley gefährlichen Luftspringen zu zeigen.
„ Wann der König mit seiner Wachskerze vor

„ der Königinn vorbey geht, grüßt er sie mit
„ einer freundlichen Mine, und die zuvor mit
„ der Infantinn sitzende Königinn steht mit ihr,
„ noch ehe der König nahe kömmt, auf, um
„ seinen Gruß zu erwiedern. Die Procession geht
„ bis zur Plaça mayor fort, und geht hernach
„ durch die Calle mayor, oder große Strasse,
„ wieder zurück, welche letztere an diesem Tage
„ prächtig durch die von den Balkons herab-
„ hängenden Tapeten ausgeschmückt ist. Alle
„ Balkons sind mit Herren und Damen von aller-
„ ley Rang und Stand angefüllt. Und die
„ Strasse ist so gedrängt mit Volk, daß die Pro-
„ cession die äusserste Mühe hat, um wieder in
„ die Kirche Santa Maria zurückzukehren, in wel-
„ cher sich der Aufzug mit einem Hochamte
„ endigt.

„ Ich und meine Gesellschaft giengen nicht in
„ die Kirche, sondern in den Pallast, und sahen
„ da den König mit der Königinn, der Infan-
„ tinn, und ihrem allseitigen Gefolge wieder zu-
„ rückkommen.

„ Da man an diesem Tage zuerst in Spanien
„ die Sommerkleidung anlegt, erblickt man fast
„ jedermann von beyderley Geschlecht in neuer
„ Kleidung und auf das prächtigste geschmückt.
„ Um fünf Uhr Nachmittags wurden die Autos
„ vorgestellt.

„ Diese Autos sind geistliche Schauspiele, die,
„ damit ihr ernsthafter Inhalt dem Zuschauer
„ nicht allzulange Weile macht, mit sehr lächer-
„ lichen Intermezzi untermengt sind. Die beyden
„ gewöhnlichen Schauplätze in Madrid sind um
„ diese Zeit und noch einen Monat lang verschlos-
„ sen. Die Autos werden von den Schauspielern
„ auf andern Bühnen vorgestellt, die ausdrücklich
„ dazu auf den Straßen aufgeführt sind. Jeden
„ Abend erwähnter Zeit müssen sie einen vor dem
„ Hause eines Präsidenten spielen. Am Fronleich-
„ namstage selbst spielen sie vor dem königlichen
„ Pallaste, und der König und seine Familie
„ schauen ihnen unter einem Baldachin zu. Da
„ das Theater am Fuße des Baldachins ist und
„ die Schauspieler den auf der Plaça versammel-

„ ten Zuschauern den Rücken kehren müssen, so
„ werden neben dem Theater gemahlte Häusgen
„ angebracht, in welchen sich die Schauspieler
„ ankleiden und bleiben können, so lange sie nichts
„ auf der Bühne zu thun haben. So wie vor
„ dem königlichen Pallaste, so ist auch vor dem
„ Hause jedes Präsidenten auf den Tag, wo ihm
„ der Auto gespielt wird, ein erhöhtes Gerüste
„ aufgebaut, wo sich die Zuschauer aus dem
„ Hause befinden, und zu dessen Füßen die Bühne
„ angebracht ist. Ehe der Auto seinen Anfang
„ nimmt, tanzen die gigantischen Maschinen um
„ das Theater herum und belustigen damit den
„ Pöbel. Was mich bey dem Auto, den ich von
„ weitem auf dem alten Prado mit ansah, wun-
„ derte, ist, daß man sich bey der offenen Bühne,
„ worauf man ihn giebt, der Fakeln zur Be-
„ leuchtung bedienet, und wie ich schon anders-
„ wo anmerkte, sich nicht einmal auf dem ge-
„ wöhnlichen Theater einfallen läßt, die Scenen
„ mit Kerzen zu beleuchten. Diese theatralischen
„ Andachten sind übrigens über alle Beschreibung
„ grotesk und dienen dazu, die Behauptung zu
„ bestätigen, daß die ernsthaftesten Leute, worun-

„ ter die Spanier vorzüglich gehören, am aller„ närrischsten werden, wenn sie sich belustigen „ wollen, so wie die Geitzigen am meisten ver„ schwenden, wenns ihnen jährlich einmal einfällt, „ von ihren Reichthümern etwas zum Besten zu „ geben.“ So weit unser Autor.

Aus mehrern Abschnitten muß ich nun das zusammenziehen, was derselbe von der damaligen Polizey, Justitzverwaltung, und einigen beträchtlichen Ehrenämtern in Spanien aufgezeichnet hat. Die Polizey von Madrid ist, überhaupt davon zu reden, nicht schlecht, und durch Aufstellung der Cantonneras (K. 21.) sogar für die Befriedigung der sexuellen Trieb: von Leuten wohlthätig besorgt, welche noch zu fremd in Madrid sind, um Bekanntschaft mit andern Frauenzimmern haben zu können. Der Cantonneras, oder Buhlschwestern für jedermann, sind sieben bis acht an der Zahl und werden für ihre Gefälligkeit, sich dem ersten besten Manne Preis zu geben, den nach ihnen gelüstet, von Stadt wegen besoldet. Dieser Umstand ist schuld, daß, wenn ihre Zahl sich

durch den Tod oder die Lustseuche vermindert, sich eine Menge von Kandidatinnen um diesen Dienst meldet, als wenn er eine Ehrenstelle wäre. Für jeden Besuch, den sich annehmen, werden ihnen zwölf Quartos, ungefähr neun Kreutzer teutsches Geld entrichtet, und eine jede von ihnen steht unter der Aufsicht einer alten Frau, die genau Achtung auf ihren Gesundheitszustand giebt und bey dem mindesten Merkmal von Ansteckung sogleich für einen Arzt besorgt ist, welcher die Heilung übernehmen muß. Jeder Mann, der bey diesen Dirnen Besuch abstattet, must seinen Degen und Dolch im Vorzimmer liegen lassen, und durch diese kluge Gewohnheit wird verhindert, daß niemalen Schlägereyen um jener willen entstehen, um so mehr, da dieser Degen und Dolch im Vorzimmer jedem Ankommenden das Zeichen giebt, daß die Demoiselle nicht allein sey, und er also zu einer andern Zeit wieder kommen, oder bey einer andern Besuch abstatten müße, wenn ihm daran gelegen ist. Und gleichwie (laut K. 24.) unsers Autors, die Esel zu Aranjuez nur am Himmelfahrstage und Fronleichnamsfeste von Belegung der Stutten dispensirt sind, also haben die Kan-

tonneras das Recht, sich den Freytag nach Aschermittwoch alle Besuche zu verbitten, weil sie an diesem Vakanztage durch ein Paar Alguazils a las Recogidas, oder in die Pönitentenkirche, geführt werden, um allda eine Predigt über den Greuel der Unkeuschheit zu hören und ein vom Priester nach der Predigt vorgehaltenes Crucifix zu küssen. Verweigern sie diesen Kuß, so werden sie in das Kloster, zu dem jene Kirche gehört, eingesperrt; thun sie das aber nicht, so werden sie in Gnaden entlassen, und zeigen durch ihr Betragen in der Folge, daß der Eindruck jener Predigt nur sehr oberflächlich müsse gewesen seyn. Von dem Leben der heiligen Magdalena halten sie sehr viel, nemlich vom ersten Theil desselben, vom andern aber pflegen sie keine Notiz zu nehmen. Diese Cantonneras sind übrigens nicht mit den Amancebadas (K. 20.) zu verwechseln, als welche letztern die von einem einzigen Liebhaber unterhatenen Mätressen sind, deren schon oben mit mehrerm gedacht worden, und über deren Treue mit mehr Eifersucht gewacht wird, als über die Treue einer Ehefrau selbst Noch ein ander Stück, die Madrider Polizey betreffend, ist die Sorgfalt, wo-

mit gehindert wird, daß man nicht mit jenem Liquor begossen werde, womit, laut alter Tradition, Dame Xantippe weiland einmal das philosophische Haupt ihres Ehegatten befeuchtet hat. In dieser Absicht ist regulirt, daß von Aufgang der Sonne an, bis Abends um zehen Uhr kein Kammertopf in Madrid zum Fenster hinaus geleert werden darf, und wer sich einer Uebertretung dieser Ordnung schuldig macht, verfällt in eine Geldstrafe von fünf Thalern, zu deren Erhebung es die Häscher nicht an Wachsamkeit fehlen lassen. Auch darf man, um Feuersgefahr zu verhüten, sich des Nachts beym Ausgehen weder einer Fackel noch eines Lichts bedienen, und nur allenfalls den Hofdamen ist es erlaubt, sich nach Hause leuchten zu lassen.

Die Justitz in Spanien (K. 19.) hat unser Autor sehr böse gefunden, zumal wenn die Häscher Gelegenheit finden, sich in die Verwaltung derselben zu mengen. Denn um nichts und wieder nichts so scheppen diese privilegirten Bösewichter die Leute ins Gefängnis und bemächtigen sich aller ihrer Effekten,

sind auch sehr geschickt in Aufstellung falscher Zeugen und andrer Illegalitäten, und es ist ihren Klauen auf keine Weise zu entgehen, als wenn man sie gut vergoldet oder versilbert. Die Bestrafung der Verbrechen ist sich sehr ungleich; wie dann zu den Zeiten des Autors einige Diebe an einem königlichen Pachter einen Raub begangen und einen Meuchelmord attentirt hatten, unter denen sich ein Mönch von den Rekollekten befand. Dieser und ein anderer Dieb wurden eingefangen, und das Urtheil war, daß letzter nach empfangenem Staupenschlage auf die Galeeren geschickt, der Mönch aber lebenslang bey Wasser und Brod eingemauert werden sollte. Wenn ein Fremder in seinen Rechten gekränkt, oder sonst übel behandelt wird, hat er immer ungleich größere Mühe, Satisfaktion zu bekommen, als ein Einheimischer. Dieser Vorwurf von Ungerechtigkeit trift aber Spanien nicht allein, indem manches andre Land auch nicht frey davon ist. Ein Neger, welcher das Christenthum annimmt, sollte, vermöge eines vorhandenen Gesetzes, dadurch zur Freyheit gelangen, aber die Spanier wissen das Gesetz besser, als sie es halten. Ein sonderbares Recht des Königs

von Spanien ist das Häuserrecht. (K. 20.) Nemlich von jedem Hause in Madrid gehört das erste Stockwerk dem König, und wer es eigenthümlich besitzen will, ist genöthiget, es jenem abzukaufen. Wer das Vermögen dazu nicht hat, wohnt meist dem Erdboden gleich und baut kein Haus mit mehr Stockwerken, daher es dann in Madrid eine Menge Wohnungen giebt, die nur den Namen eines Häusgens verdienen. Wer sich zwey Erker an sein Haus bauen will, muß königliche Erlaubnis dazu gesucht und erhalten haben, einen aber darf Jedermann ohne Anfrage bauen lassen. Noch ein anders Vorrecht des Königs besteht darinn, daß Niemand auf einem Pferde reiten darf, welches die hohe Gnade gehabt hat, vom König bestiegen zu werden. Der König macht aber von diesem wunderlichen Recht so wenig als möglich Gebrauch, und man erzählte unserm Autor, daß derselbe bey Gelegenheit der Procession zu Pferde in die Atochakirche, womit die Errettung von Barcelona gefeyert wurde, dem Herzog von Medina de las Torros, der ihm sein Pferd anbot, geantwortet: Sei a lastima (es wäre Schade um das Pferd) und es ihm

zurückgeschickt habe, mit dem Bedeuten, er wünschte nicht, daß ein so schönes Pferd unbrauchbar gemacht würde. Den Pferden, die für die Reiterey gebraucht werden (K. 9.) schneidet man ein Ohr ab, zum Zeichen, daß sie dem König gehören, und wer sie zum Dienste des Königs empfängt, darf sie nicht verkaufen, und geschieht es doch, so hat der König das Recht, sie dem Käufer ohne weiters abnehmen zu lassen. Um dies Recht zu eludiren, schneidet aber gemeiniglich der Käufer dem Pferde auch das andere Ohr ab, wodurch es einen Kopf bekömmt, als wenn es einen Nachtzeug tragen müßte. Nicht minder lassen sich die Kavaleristen von ihren Offizieren um einige Piaster die Erlaubnis geben, ihr Pferd für todt passiren zu lassen und verkaufen es alsdann in der Stille. Eine ziemlich feine Manier für den König in Spanien zu Gelde zu kommen, war zu unsers Autors Zeiten, daß man fremde Kaufleute in Kontribution setzte, weil man sie für reich hielt. So citirte man (K. 11.) einen niederländischen Wechsler vor einen königlichen Kommissar und sagte ihm: es existire ein Befehl vom König, dem zufolge er in den Schatz desselben drey tausend

Thaler entrichten müsse. Entschuldigungen würden keine dagegen angenommen, und wenn er in drey Tagen die Summe nicht schiesse, müßte er sich mit Häschern in seinen eigenen Kosten aus Madrid hinaus führen lassen, und wenn auch dies ihn nicht nach einigen Tagen folgsam mache, werde er sich zwanzig Meilen von Hofe verbannet sehen müssen. Sehr natürlich wählte der Wechsler unter zweyen Uebeln das kleinste und zahlte. Andre fremde Handelsleute, an die man ähnliche Forderungen machte, schreyen über Ungerechtigkeit, wurden aber mit ihrem Vermögen Opfer des Despotismus, und mußten, nach überstandenen Plakereyen mit Justizbedienten, gleichwohl hergeben, was verlangt wurde.

Von den Ehrenämtern (K. 10. folg.) in Spanien finden sich bey unserm Autor folgende Nachrichten. Die Verwaltung aller weltlichen und geistlichen Angelegenheiten (K. 10.) beruht hauptsächlich auf den Consiglios, die sich in verschiedenen abgesonderten Zimmern im Innern des königlichen Palastes zu versammeln pflegen.

Das Consiglio d'Estado hat sein Zimmer unmittelbar unter dem vom König selbst, und behandelt die Reichsangelegenheiten überhaupt; der Kriegsrath hält aber nur seine Sitzungen, im Fall das Reich wirklich in einem von dem Staatsrathe beschlossenen Kriege begriffen ist. Neben seinem Zimmer hat das Consiglio Real, oder das von Castilien, sein Zimmer; und dieses Consiglio ist sehr wichtig; daher auch mit Einschluß seines Präsidenten mit achtzehen Mitgliedern besetzt und muß viele Gegenstände bearbeiten, die auch in andern Dikasterien bereits abgehandelt worden. Das Consiglio de la Hazienda beschäftigt sich mit Finanzsachen, und das de las Ordenes, mit dem, was die im Königreich üblichen bekannten Ritterorden betrift. Ausser dem giebt es noch eines de las Indias, eines für Arragonien und für andere dem spanischen Scepter unterworfene Provinzen und Staaten. Der Inquisition nicht zu vergessen, die zur Zeit unsers Autors mit der sie auszeichnenden Gewalt und Grausamkeit wüthete. Ausser ihr war damals ein anders geistliches Tribunal de la Cruzada genannt, welches sich mit nichts, als Dispensationen von Fast-

tägen

tägen und andern dergleichen einträglichen Dingen beschäftigte, über deren Ziehung der Einkünfte davon sich der König mit dem heiligen Vater zu Rom so verglichen hatte, daß das Geld in Spanien bleiben und vom König selbst eingenommen werden dürfte. Alles, was eines von diesen Consiglios, das heilige Officium ausgenommen, dessen Macht damals die unumschränkteste war, beschließt, muß, ehe es zur Ausführung kömmt, dem Consiglio d'Estado vorgelesen werden, welches alsdann die Beschlüsse nach Beschaffenheit der Sachen verwirft oder bestätigt. Leute, welche an einem dieser Departements etwas zu suchen oder zu erwarten haben, heißt man hombres para pretensiones.

Seit Philipp der zweyte, wie unser Autor (K. 11.) erzählt, durch einen sogleich zu meldenden listigen Staatsstreich die Macht des Adels zu Grunde gerichtet hat, drängt sich dieser Stand in Spanien weit mehr in Ehrenstellen ein, als in andern Ländern. Dieser König hatte nemlich ein sehr gutes Gedächtnis, welches jedem Zeitungs=

schreiber eben so gut zu wünschen wäre, und demnach erinnerte er sich an die mancherley Unruhen und Verwirrungen, welche der spanische Adel unter Kaiser Karl dem fünften angerichtet hatte, und fürchtete, derselbe möchte, wenn er an Macht und Reichthum zunähme, sich endlich dieser beyden Eigenschaften zur Beschränkung der königlichen Gewalt selbst bedienen. Nicht minder war's ihm leicht, einzusehen, daß man dieser Sache am besten durch eine Schwächung des Adelsstandes im Ganzen vorbeugen könne. In dieser Absicht benutzte er den schon erwähnten Titelhochmuth der Nation, und machte so viel neugebackene Grandes, Herzoge, Marquis und Grafen, als irgend ein Bäcker Semmeln in den Ofen schiebt, und wieder herausnimmt. Mit solchen Standeserhebungen verbreitete er einen Geist von Verschwendung und Großthun unter dem Adel, welcher gerade das Gegentheil von ihrem ehmaligen Geist einer klugen Oekonomie war, und bald fiengen die hochadelichen Schulden in Spanien an, eben so Mode zu werden, als sie es bey uns in Teutschland sind, wie wenigstens der Verfasser gegenwärtiger Reisebeschreibung höchst respektswidrig dafür hält. Da

der erwähnte König auf diese Weise einen großen Theil des Adels verlumpt sah, gieng er noch einen Schritt weiter, und erlaubte, daß sich die Creditoren an ihren Majoraten pfänden durften. Nicht minder gab er einen Befehl, wodurch den Edelleuten die Wiederaufbauung alter Schlösser untersagt wurde, so daß nun die festesten und besten derselben je länger je mehr in Schutthaufen zerfielen. Indem er sie also auf der einen Seite mit Scheinehre überhäufte, entzog er ihnen auf der andern die wahre, welche in dem Respekt der Vasallen und Unterthanen besteht, und stäubte durch den mit der Standeserhöhung verbundenen größern Aufwand ihre Kassen so vortreflich aus, daß all ihr Ansehen und Macht in einen leeren Namen verwandelt wurde. Zur Zeit unsers Autors empfanden die Nachkommen jener Standeserhöhten die Folgen dieses listigen Manöuvres ziemlich übel, und waren sehr genöthigt, sich um Aemter zu bemühen, bey denen etwas Geld zu verdienen war. Viele suchten ihre verfallenen Umstände in beyden Sicilien, noch andere in den spanischen Niederlanden, und die meisten in Westindien zu verbessern, und bey der Besorgung der ihnen anvertrauten Angelegenheiten

ihre eignen Privatsachen zugleich auf einen guten Fuß zu setzen. Wenn ihnen das aber auch aufs beste gelingt, so werden sie gleichwohl des erworbenen Reichthums nicht sehr froh, indem sie bey der Rückkehr ins Vaterland sich nicht getrauen, desselben ohne Zurückhaltung zu geniessen, sondern fürchten, die Gewahrnehmung davon werde eine Untersuchung ihrer Amtsführung veranlassen, oder es möchte der König auf den Einfall kommen, große Geldsummen unter dem Vorwande von Bedürfnissen des Staates von ihnen zu entlehnen, an deren Zurückzahlung schwerlich gedacht werden möchte, und legen also ihr Geld nur in Zinse, um davon gemächlich, aber ohne Prunk, leben zu können. Weit bequemer und sicherer noch, als diese, können sich aber alle diejenigen bereichern, die mit der Verwaltung der Staatseinkünfte zu thun, oder Sitz und Stimme in einem von den erwähnten Consiglios haben. Denn da diese andere zur Rechenschaft ziehen können, ohne befürchten zu müssen, selbst dazu gezogen zu werden, so geniessen sie ihrer in einträglichen Stellen erworbenen Reichthümer auf eine weit mehr in die Augen fallende Art, bauen Palläste, und

thun mit einem Worte alles, woraus man abnehmen kann, daß sie nicht um Geld verlegen seyen. Unter solche Leute war zur Zeit unsers Autors auch der schon genannte Graf Pennoranda zu rechnen, der Vertrauter vom Günstlinge des Königs war, und, weil er sich in den Negociationen zu Münster sehr um sein Vaterland verdient gemacht hatte, sich statt der Präsidenz in Flandern, die Präsidenz im Consiglio de las Indias wählte, und durch die Accidenzien dieser Stelle zu einem ausserordentlich großen Reichthum gelangte.

Nach diesen Personen in den ersten Aemtern gelangen vorzüglich die aus der Zunft der Rechtsgelehrten und Notarien zu ansehnlichen Einkünften, und bey unsers Verfassers Anwesenheit in Madrid sprach man von manchem Mann, welcher ein Sekretariat oder ander dergleichen Amt sehr in Armuth angetretten, in sehr kurzer Zeit sich aber in demselben beträchtlich bereichert hatte.

Mit Recht gedenke ich in diesem Auszuge nichts von den Beschreibungen der königlichen Lustschlösser; da sich so mancher andere Reisenbeschreiber vor und nach unserm Autor genugsam mit dergleichen Gegenständen beschäftigt hat, und liefere dafür die Anekdoten, den Verhaft und die mit ungünstigem Erfolge versuchte Flucht des damaligen Herzogs Karl von Lothringen betreffend. (K. 22.) Wenn, sagt unser Autor, das Unglück im Kriege, oder ein gelungener Staatsstreich einen Regenten dem andern in die Hände liefert, sollte billig der Gefangene nicht ganz als Gefangener betrachtet werden, sondern derjenige, welcher nun Gewalt über ihn hat, sollte sich durch freundschaftliche Behandlung des Verhaftes von jenem als eines Anlässes dazu bedienen, ihm gute Gesinnungen einzuflössen. Jedermann weis, daß Franz der Erste, König in Frankreich, mit einem Gemüth voll Haß und Rachsucht Spanien nach seiner Befreyung verließ, weil Kaiser Karl der Fünfte ihn allda während seiner Staatsgefangenschaft sehr übel hatte behandeln lassen. König Johann von Frankreich kam hingegen so vergnügt nach seiner Gefangenschaft aus England

zurück, daß er von nun an König Edwards treuester Freund und Bundsgenosse verblieb. Die Rauhigkeit in der Denkart läßt aber nicht zu, daß in Spanien so gelinde mit einem Gefangenen von Wichtigkeit verfahren wird, und die Furcht vor seiner Entweichung ist Ursache der harten Behandlung. Der in Toledo eingesperrte Herzog Karl von Lothringen, welcher es nie dahin hatte bringen können, während seiner Gefangenschaft den König von Spanien zu sprechen, war so eng verwahrt, daß er niemals in dem Hof seines Staatsgefängnisses frische Luft schöpfen durfte, und wenn er die Kirche oder den Spaziergang besuchte, geschah es nie ohne eine sehr starke Wache, die ihn allenthalben umzingelte. Diese Härte machte ihm den Wunsch nach Freyheit nur desto angelegentlicher, und um dazu zu gelangen, bediente er sich, nachdem, was unser Autor davon erfuhr, folgender Mittel. Man hatte ihn mit königlicher Equipage versehen, und es traf sich gerade, daß der Kutscher ein Lothringer war. Dem traute der Prinz Ergebenheit genug gegen ihn zu, daß er sich gerne würde zu seiner Befreyung gebrauchen lassen. Unser Autor erfuhr

nicht, wie und durch wen gedachter Kutscher zu dieser Unternehmung gewonnen worden; allein man erzählte ihm, daß der Prinz, so bald er sich seiner versichert glaubte, verschiedenemal Billete unter das Küssen, worauf er saß, zu schieben wußte, welche der Kutscher einem Sticker, gleichfalls lothringischer Abkunft, überbrachte, durch den sie hernach an diejenigen überliefert wurden, welche sich mit der Hauptsache von dieser Unternehmung beschäftigten. Der Plan davon war nemlich dieser. Der Prinz sollte sich oft weit über eine elende Hütte ausser Toledo hinaus spazieren führen lassen, und wenn dies einige Tage geschehen und seine Wache dadurch sicher gemacht wäre, sollten auf einmal fünfzig hinter alten Mauern versteckte Reuter heransprengen, seine Wächter niederhauen und den Prinzen an die portugiesische Gränze begleiten, wo man in der Stille zu seinem Dienste fünfhundert Kavalleristen zusammen geworben hatte, die sogleich zu ihm stossen sollten.

Vielleicht war es das letzte Billet, welches der Prinz in dieser Angelegenheit geschrieben hatte,

wodurch sie verrathen wurde, denn es sey nun, daß er es nicht behende genug unter das Kutschenküssen zu bringen wußte, oder der damals ihn bewachende Hauptmann ihn schärfer, als andere, unter Augen hatte; genug, letzter hatte Verdacht, und als der Prinz ausgestiegen war, suchte er an seinem Platze nach, und fand das Briefchen. Alsobald wurde der Prinz noch enger verwahrt, der Kutscher in Arrest gesetzt, und das Billet nach Madrid gesandt. Auch der obenerwähnte Sticker und der Sekretär des Prinzen kamen in Verhaft. Jener wurde auf die Folter gespannt, seine Aussagen sind aber nie zur Kenntnis des Publikums gekommen. Der enger verwahrte Prinz soll sich gegen einen ihn bewachenden Hauptmann über sein Schicksal mit den Worten ausgedrückt haben: **Frankreichs Nachbarschaft war für mich ein Rauch, der mich mit Thränen in den Augen aus dem Hause trieb; Spaniens Freundschaft aber ist ein Feuer, an dem ich lebendig gebraten werde.** (Hizieron me los Franceſes, la Vezindad del humo, echandome de mi caſa llorando, y los Espannoles la Amiſtad el fuego quemandome nudo y vivo.)

Als wahre Ursache seiner Verhaftnehmung wollte unser Verfasser folgendes erfahren haben. Es war mehr Staatsabsicht, als die Meynung, er sey Verräther seiner Parthie gewesen, was Anlas gab, sich seiner Person zu versichern. Denn ihm war eben so wenig ein Vorwurf daraus zu machen, daß er im Jahr 1655 sein Winterquartier im Bißthum Lüttich aufschlug, als da er mit dem Degen in der Faust in den vorigen Jahren dahin eingedrungen war. Die Conjunkturen waren sich aber sehr ungleich. Der Churfürst von Cöln hatte sich zum Herrn von Lüttich gemacht, und wollte dies Land nachdrücklich schützen. In dieser Absicht war er sehr thätig auf dem Reichstage zu Regenspurg, wo er aber zum Unglück für den Herzog von Lothringen, dadurch mißmüthig gemacht wurde, daß der Kaiser seinen Rangstreit mit dem Churfürsten von Maynz, welcher nemlich von beyden den römischen König krönen sollte? nicht nach Wunsch entschied. Kaum war dieser Churfürst wiederum in Cöln, als er ein Schreiben an den Kaiser abgehen ließ, des Inhalts, daß, wenn man ihm nicht reichsverfassungsmäßig schnelle Hülfe schickte, um sein Land von

den Einfällen der Lothringer zu befreyen, er genöthigt seyn würde, den Schutz irgend eines fremden Prinzen zu suchen. Die Sache wurde in Unterhandlung gebracht, und der Kaiser schrieb deswegen nach Brüssel und Madrid. Da aber diese Art, Hülfe zu schaffen, dem Churfürsten von Köln zu langweilig dünkte, ließ er Truppen werben und gieng einen Traktat mit Frankreich ein. Kardinal Mazarini, welcher bey seiner Entfernung aus Frankreich eine sehr freundschaftliche Aufnahme bey diesem Churfürsten gefunden hatte, übersah die Gelegenheit nicht, erkenntlich dafür zu seyn, schickte ihm unter Anführung des Obristen Fabre Soldaten zu, und diese trieben gemeinschaftlich mit den churfürstlichen Truppen die Lothringer aus Lüttich hinaus. Man war sogar entschlossen, sie bis ins Brabantische zu verfolgen, und sich wegen der Verheerung im Lüttichischen nachdrücklich an ihnen zu rächen, auch sogar der Krone Frankreich zu Eroberungen behülflich zu seyn. Wie sehr durch dies Verfahren eines Reichsfürsten der Kaiser aufgebracht und wegen der Folgen ebenfalls betretten werden mußte, ist nicht schwer einzusehen.

Er schickte demnach aus Politik den Grafen von Fürstenberg nach Köln, welcher, um die Abschliessung der Traktats mit Frankreich zu hintertreiben, dem Churfürsten alle mögliche Genugthuung versprechen mußte. Zugleich schrieb er mit einer bessern Dinte, als zuvor, nach Madrid, und stellte die gefährlichen Folgen der Sache, wie auch die Nothwendigkeit einer schnellen Abhülfe vor. Er brachte dabey in Vorschlag, den Churfürsten mit Geld zu entschädigen, damit er die Waffen niederlegen und die Franzosen nach Hause schicken möchte. Zugleich achte er für dienlich, sich der Person des Prinzen Karl von Lothringen, als welcher all dies Unheil anrichtete, zu versichern, und sich dafür seines Bruders, des Herzogs Franz zu bedienen, damit die Armee im Dienste des Königs von Spanien durch dienliche Mittel unterhalten bleiben möge. Die Minister des spanischen Hofes, die sich vor einem neuen Sturme fürchteten, fanden viel Gefallen an diesen Vorschlägen, und die Dienste, welche der Herzog dem Hause Oesterreich geleistet hatte, kamen bey ihnen in keinen Betracht. Sondern sie sprachen nur von seiner Habsucht und schwan-

kenden Politik, und suchten nur seine Unentschlossenheiten und Zögerungen in militärischen Operationen bemerklich zu machen, sprachen auch blos von den ungeheuren Summen, welche seine Armee den König von Spanien jährlich koste, und wie sehr derselbe dadurch von einem Jahre zum andern gesteigert worden. In Madrid sowohl als in Brüssel stimmte man dem zu Folge auf seine Verhaftung, die unser Autor so gut für hart und unbillig erklärt, als Welt und Nachwelt sie gefunden hat. Fernere Schicksale dieses berühmten Helden sind aus der Geschichte bekannt, und stehen mit diesem Auszuge aus einer Reisebeschreibung in keiner Verbindung.

Ehe wir die litterarische Nachricht von ein Paar zu unsers Reisenden Zeiten in Spanien erschienenen wichtigen Büchern mittheilen und ihn hierauf von Madrid auf seiner Reise wegbegleiten und mit ihm einen Theil des übrigen Spaniens durchgehen, achten wir uns schuldig, das anzumerken, was er (K. 25. 26. 27. 28.)

sowohl von angesehenen spanischen Staatsmännern, als auch andern berühmten Zeitverwandten für Schilderungen entworfen hat.

Im Monat Junius des Jahrs 1655. folglich ziemlich späte, langten für unsern Autor und seine Gefährten Empfehlungsschreiben an einige der Vornehmsten am Madrider Hofe an, die ihm, wie er (K. 25.) zu gestehen sich nicht entbrechen kann, mehr genützt hätten, wenn er damit gleich bey seiner Ankunft in Madrid wäre versehen gewesen. Denn da er gesonnen war, vor Anfang der großen Sommerhitze seine Reise durch Spanien zu vollenden, und wieder über die Pyrenäischen Gebirge zurück zukehren, konnte er von diesen Schreiben weiter keinen Gebrauch machen, als sich dadurch Gelegenheit schaffen, diejenigen zu beantlitzen, an die sie gerichtet waren, und sich die Bemühung um einen guten Reisepaß zu erleichtern.

Eins von diesen Schreiben gab Anlaß den oft in diesem Aufsatze genannten Grafen von Penno-

randa (ausgesprochen: Pegnorenda) näher kennen zu lernen. Unser Autor übergab es Dom Martin, dem Sekretär des Grafen, mit der Bitte, es seinem Gebiether zu überliefern. Auch richtete er sich genau nach der Audienzstunde, und merkt an, daß sowohl das eine als das andere in Spanien einem Fremdling nöthig sey, welcher nicht bekannt ist, oder niemanden hat, der ihn bey den Grossen des Reichs, wenn er eine Privatunterredung mit ihnen zu haben wünscht, einführen kann. Nicht zu gedenken, daß es einen Mann von schlechter Weltkenntnis andeutet, Empfehlungsschreiben an Personen vom höchsten Range selbst abzugeben: denn diese Briefe sind hauptsächlich bestimmt, uns Leuten bekannt zu machen, die uns noch nie gesehen haben; lesen sie nun dieselben in unserer Gegenwart, so begehen sie dadurch eine Unhöflichkeit, die sie selbst fühlen; und lesen sie erst, wenn man sich beurlaubt hat, so nützt das Schreiben nichts, und die ganze Audienz kann in nichts, als in weitschweifigen Complementen und hornsteifen Grimassen bestehen, weil der Audienzgeber nicht weis, wenn er vor sich hat.

Das Schreiben, wodurch unser Autor bey dem oft erwähnten Grafen angemeldet wurde, war von Dom Estevan de Gamarra, spanischen Gesandten bey den Generalstaaten, in deren Diensten bekanntlich der Verfasser diese Reise machte und Dom Martin that auch bey der Uebergabe desselben noch mündlich viel wünschenswürdiges hinzu. Dies brachte dem Autor eine angenehme Audienz zuwege; wie er dann vom Grafen überhaupt rühmt, daß die Morosität des spanischen Nationalcharakters bey ihm mit einer Art von fremdem Ton temperirt sey, wodurch jener zum liebenswürdigsten Manne werde. Und so wie die Geschichte vom ersten König Tarquinius eine Vermischung von griechischem Geiste mit italiänischer Feinheit im Umgange bemerke *), so

*) Græcum ingenium miscuerat italicis artibus. Mehr der Sache als den Worten nach übersetzt. F. A. W.

so könne man vom Grafen Pennoranda versichern, daß er spanischen Ernst durch fremde Artigkeit und ausländische Leutseligkeit zu mildern wisse. *) Die Größe seiner Geistesfähigkeiten habe er beym Friedenscongreß zu Münster gezeigt, und als man in Madrid die Nachricht von der Erhebung des Kardinals Chigi auf den heiligen Stuhl, und dem Wunsche des neuen Pabstes, Spanien und Frankreich miteinander in Friede zu sehen, erfahren habe, sey stark davon gesprochen worden, den Grafen Pennoranda nach Rom als Gesandten zu schicken. Hierzu hätte nochmehr der Umstand den König bestimmen können, daß der Graf mit dem neuen Pabst schon während seiner Nunciatur in Teutschland in eine enge freundschaftliche Verbindung getretten war, die sich zu mancherley Negociationen vortreflich benutzen

*) Hispanicum Supercilium, sagt unser Autor, poteſt moribus exteris & comitate exotica dilui.

ließ. Man sprach sogar davon, wie der König des Grafen Dienste in Rom zu belohnen gesonnen sey, daß er ihm, ausser einem beträchtlichen Geschenke an barem Gelde, noch dreytausend Dukaten monatlich zu seinem standesmäßigen Unterhalt wolle anweisen lassen, daß sein Sohn titulirter Graf werden sollte, daß der Vater die Präsidenz im Consiglio de las Indias beybehalten dürfe, und daß er den goldnen Schlüssel, den er nur a capona (das ist, blos der Ehre wegen ohne Sold und Prärogative) trug, à exercicio, oder mit Besoldung und Distinktionen würde zu tragen bekommen.

Inzwischen war unserm Autor nicht wahrscheinlich, daß von all diesen Dingen ein einziges mehr, als blosses Projekt seyn würde, weil ihm das unbegränzte Zutrauen des Don Luis de Haro gegen den Grafen bekannt war, welches nicht zuließ, ihn so weit von den Geschäften, die unmittelbaren Aufenthalt in Madrid erfodern, zu entfernen.

Der Hauptinhalt der Unterredung mit Pennoranda (K. 26.) gieng dahin, sich um die Formalitäten zu erkundigen, die beobachtet werden müßten, um einen guten Reisepaß zu haben, und er hatte die Gefälligkeit, den Autor hierinn nebst seinem Begleiter umständlich zu unterrichten. Auch rieth er beyden, ja nicht aus Spanien zu gehen, ohne die gröste damalige Seltenheit des Landes, nemlich Pferde, mitzunehmen, und versprach, alle Hindernisse dieser sonst schweren Sache durch unmittelbare Betreibungen beym königlichen Staatsrathe aus dem Weg zu räumen.

Nachdem gieng die Unterredung zu allgemeinen Dingen über, wobey der lebhafte Witz des Grafen und seine ausgebreiteten Kenntnisse sich in dem vortheilhaftesten Licht zeigten. Die Folge zeigte, daß übrigens derselbe unsern Autor und seine Gefährten nicht mit blossen Complimenten gespeißt, sondern seine Versprechungen würklich erfüllt habe. (K. 32.)

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Auch an den Günstling des Königs, den oftgedachten Don Luis Mendez de Haro, hatte unser Autor ein Schreiben abzugeben. (K. 25. 26.) Um dies sicher in die Hände dieses angesehenen Mannes zu bringen, hatte der spanische Gesandte Dom Estevan de Gemarra noch eines an den Edelmann Alonso Verçoça beygelegt, welcher ein Verwandter dieses Gesandten und bey Don Luis Mendez de Haro sehr wohl angeschrieben war. Es war mühsam, auszukundschaften, wo dieser Verç ça wohnte, doch erfuhr man endlich, er wohne auf dem Lande, und einer von seinen Söhnen sey mit allen Appertinenzien Kammerjunker bey Don Luis. Unser Reisender suchte also diesen Kammerjunker im Pallaste des Ministers auf, und ward da inne, daß er zwar sein Absteigquartier in der Stadt habe, seit aber sein Gebiether mit dem König sich in Buen Retiro aufhalte, nur des Nachts in dieses Absteigquartier komme, welches übrigens die Hausbedienten des Ministers tölpisch genug waren, dem Verfasser nicht genau zu bezeichnen und ihm damit das Finden desselben in einer Stadt, die über achtzigtausend Einwohner enthält, (K. 12.) gewiß nicht zu erleichtern.

Endlich traf er ihn morgens beym Aufstehen an, und vernahm, daß dieser Kammerjunker nicht weniger Mühe sich habe machen müssen, die Wohnung des Autors zu erkundigen, wozu er durch einen Brief aufgefordert wurde, den der Gesandte an seinen Vater geschrieben hatte, und worinn er ersucht wurde, dem Autor und seiner Gesellschaft während ihres Aufenthalts in Madrid bey Hofe nützlich zu seyn. Jener übergab ihm den Brief an seinen Vater und an Don Luis de Haro mit Bitte, letztern bald zu überreichen, und sich nach der Audienzstunde von Don Luis zu erkundigen. Verçoça versprach beydes; allein es vergiengen mehrere Tage, ohne daß unser Verfasser etwas von ihm zu sehen bekam und schloß daraus, er müsse entweder die Briefe des Gesandten keiner besondern Achtung würdigen, oder bey Don Luis de Haro nicht genug im Kredit stehen, um sich solcher Aufträge entledigen zu können. Wie unser Autor diese müssige Zwischenzeit mit Supplicken um Reisepässe und deren Präsentation beym Staatssekretär Geronimo della Torre, wobey ihn Dom Martin geleitete, zubrachte, wäre für diesen Auszug anzufüh-

ren, so umständlich, als wenn man sich einfallen liesse, in Reiseberichten das Exempel des gottseligen Judenapostels Schulze nachzuahmen, welcher uns in seinen Missionsberichten erzählt, wie oft er von Nördlingen bis Baldern habe vom Postwagen steigen müssen, weil ihm die Nördlinger Kirschen einen Durchfall zugezogen hatten. Statt dessen wollen wir lieber anführen, warum es mit der Einführung zur Audienz bey Don Luis so langsam hergieng. Die späte Nachricht von der Gelangung zu der endlich erfolgenden Audienz war nicht in einem Mangel von Kredit des Kammerjunkers, sondern in einer den Spaniern eigenthümlichen Trägheit gegründet, welche macht, daß sie sich in Dingen, die Höflichkeitserweisungen und Geschäfte betreffen, wenig darum bekümmern, ob eine Sache heute, oder erst morgen geschieht. Denn der Brief an Mendez de Haro war lange übergeben, ehe es dem Verçoça einfiel, es unserm Autor kundthun zu lassen, und als endlich (K. 26.) sich dieser selbst nach der Sache erkundigte, erfuhr er, daß er gleich des andern Tages zur Audienz gelangen könne. Und um ihm seine Dienstfertigkeit doch etwas mehr einleuchtend zu machen,

erbot sich Verçoça (sprich: Versosa) ihn auch zu dem Staatssekretär Geronymo della Torre zu führen und ihn bestens zu empfehlen, weil er die Gnade habe, Vetter dieses Staatsmannes zu seyn. Der Empfang des Staatssekretärs Della Torre war aber von demjenigen höchst verschieden, der erfolgte, als zuvor Dom Martin den Autor da aufgeführt hatte. Denn leztrer war höchstverbindlich gewesen; hingegen als der Autor in Begleitung des Verçoça kam, machte der Staatssekretär ein Gesicht, wie jeder teutsche Gelehrte es dem Pränumerantenbettler Gsellius aus Lüneburg *) in unsern Tagen schneiden würde, wenn dieser belletristische Landstreicher sich erfrechte, zum zweytenmal sein Studierzimmer zu betretten. Della Torre antwortete nemlich nur mit halben

*) Diesen Ehrenmann lernt man näher kennen im Journal von und für Teutschland Jahrg. II. St. III. S. 239.

Worten, und stöberte beständig in einem Stosse von Papieren herum, der ihm so eben unter Händen war. Unser Reisender schloß hieraus nicht albern, er möchte wohl dem Geschäftsmann bey diesem zweyten Besuche mehr als beym ersten zur Unzeit gekommen seyn und ihn an der Beendigung von Arbeiten gehindert haben, die verdrüßlich genug waren, um eine baldige Befreyung davon wünschenswerth zu machen.

Weit besser gieng aber des andern Tages die Sache bey Don Luis Mendez de Haro. Billig lassen wir von diesem großen Staatsmann den Autor in einer wörtlichen Uebersetzung deshalben sechs und zwanzigsten und sieben und zwanzigsten seiner Kapitel reden, ohne eine Sylbe dazwischen hinein zu kannegiessern, wie solches wohl bey andern Uebersetzern Mode seyn mag. „Es „ist nicht schwer, Zutritt zu diesem Minister zu „erlangen, und er affektirt nicht einen, Männern „von seinem Range gewöhnlichen Pomp. Er „läßt sich nicht hofiren, sondern man sieht in

„ seinem Vorzimmer niemand, als wer ihn spre-
„ chen muß. Er weist niemand ab, sondern
„ läßt jeden einzeln in sein Kabinet rufen, und
„ geschieht es auch, daß jemand nicht hineinge-
„ rufen wird, so ist es, weil der Minister zuvor
„ mit ihm gesprochen hat, und ihm nun seinen
„ Willen durch seinen Sekretär wird wissen
„ lassen. Hat er mit jemand nicht von Angelegen-
„ heiten gesprochen, oder ihm nochmehr zu sagen,
„ so muß derselbe zu einer andern Stunde, oder
„ des folgenden Tages wieder kommen. Man
„ sieht hieraus, daß er nicht unter diejenigen
„ Minister gehört, welche sich wie eine Art von
„ Gottheit wollen angesehen wissen, die man
„ erst zu sehen bekömmt, wenn man tausendmal
„ abgewiesen worden, und die nichts schwerer
„ an sich kommen lassen, als mit andern zu
„ sprechen, und sich gerne noch einen Grad
„ höher, als der Monarch selbst, möchten verehrt
„ sehen. Und man darf kühnlich behaupten,
„ daß, wenn solche Minister in ihrer Stelle eine
„ bloße Befriedigung ihrer Eitelkeit suchen, Don
„ Luis de Haro im Gegentheil sie nur für einen
„ Anlaß hält, arbeitsam und gemeinnützig zu

„ seyn. Unter allen Geschäftsmännern Philipp
„ des vierten hat er sowohl den ersten Rang,
„ als in der Ergebenheit gegen ihn und im
„ Diensteifer. Am frühen Morgen schon ver-
„ richtet er täglich seine Andacht, begiebt sich
„ nach dieser ins Kabinet des Königs, um sich
„ nach laufenden Geschäften zu erkundigen, von
„ da kommt er gemeiniglich um sieben oder acht
„ Uhr zurück, setzt sich hierauf zu Hause an den
„ Tisch, der zu Ausfertigungen bestimmt ist, und
„ bleibt allda bis Nachmittags um Ein Uhr, um
„ mit seinen Sekretären zu arbeiten, wie auch Pri-
„ vataudienzen nach der obenbeschriebenen Weise
„ zu ertheilen. Hierauf verschließt er sich bis
„ vier oder fünf Uhr in sein Kabinet, um zu
„ speisen und ein Paar Stunden allein oder
„ unter den Seinigen zu seyn. Nach dieser Zeit
„ geht er in die Expeditionsstube zurück, und
„ arbeitet mit seinen Sekretären bis Abends um
„ sieben Uhr. Zweymal die Woche giebt er,
„ so wie der König selbst, öffentliche Audienz,
„ wo jeder frey zutretten darf. Ich sah da unter
„ andern nackte und zu Krüppeln geschossene Sol-
„ daten, die rückständigen Sold, oder Gnaden-

„ gehalte sollicitirten, und so gut nach der Ord-
„ nung zu Gehör gelangten, wie andere Anwe-
„ sende, nur daß man ihnen Respekt und Dis-
„ kretion empfahl, wenn sie derselben zu vergessen
„ schienen. Hierzu muß ich noch fügen, daß er
„ zugleich Oberhofmeister des königlichen Hauses ist,
„ und auch zuweilen geheimen sowohl, als öffent-
„ lichen Versammlungen des Staatsraths, nicht
„ minder Cerimonialaudienzen für fremde Gesandte
„ und Agenten Zeit widmen muß. Folglich giebt
„ es nicht leicht ein Leben, welches so unruhig
„ und geschäftvoll ist, wie das seinige. Von
„ seinen Geistesfähigkeiten will ich nicht reden.
„ Die Spanier glauben nicht, daß er hierinn
„ mit seinem Vorgänger, dem oft erwähnten
„ Grafen Olivarez zu vergleichen sey: denn
„ dieser war ein Mann von dem lebhaftesten und
„ thätigsten Genie; sie sagen aber auch, sie seyen
„ dadurch in keinem Stücke glücklicher gewesen
„ und die Güte und Mässigung von Don Luis
„ de Haro sey ihnen werther, als das Feuer
„ und der Eifer von jenem, der, um seine Plane
„ auszuführen, gewohnt war, niemanden die
„ leibliche Ruhe zu gönnen. So wahr ist, was

„ schon mancher Staatskundige behauptet hat,
„ daß nemlich die grösten Genies nicht immer
„ am besten zur Regierung eines Staats taugen,
„ denn ihr Gesicht geht so weit in die Ferne
„ hinaus, daß sie um deswillen das Nahe nicht
„ sehen, und in den Geschäften zuweilen solche
„ Luftspringe thun, daß dadurch die äussersten
„ Verlegenheiten entstehen und sie alle ihr Geistes-
„ kräfte nöthig haben, sich aus diesen zu ziehen,
„ so wie alles Glück, um nicht darüber zu
„ Grunde zu gehen. Mittelmäßige Genies gehen
„ hingegen Schritt vor Schritt, und sind jener
„ politischen Extravaganzen gar nicht fähig, wo-
„ durch oft das Staatsinteresse nebst dem Kopf
„ seines Directors in einer zweifelhaften Schwe-
„ bung erhalten wird.

„ Sobald wir an der Wohnung von Don Luis
„ angelangt waren, die damals in der Einsiedeley
„ von Buen Retiro war, wurden wir durch
„ seinen Sekretär Don Christobal empfangen.
„ Dieser Don Christobal ist ein Teutscher von
„ Nation, und ein kleines, witziges, gewandtes

„ Männchen, den man in seiner Nation nicht
„ suchen, sondern eher glauben sollte, er wäre
„ am Fuße des Apennin oder der Pyrenäen
„ in die Welt gesetzt worden. *) Er besorgt
„ seinem Herrn alle ausländischen Geschäfte, und
„ ist zugleich sein Dollmetscher, im Fall französisch
„ mit ihm gesprochen wird. Durch ihn wurden
„ wir seinem Gebiether zeitlich vorgestellt, und
„ von letztem, wie folgt, empfangen. Er saß
„ auf einem Lehnstuhl am Eck eines Tisches, mit
„ dem Mantel auf der Schulter und dem Degen
„ an der Seite. Da wir eintraten, stand er
„ auf, und nachdem wir ihm das Kompliment
„ gemacht hatten, ließ er uns Stühle geben,
„ und zu gleicher Zeit kniete Don Christobal
„ zwischen ihn und meinen Begleiter nieder, wel-
„ cher um der Leichtigkeit willen französisch mit
„ dem Minister sprach, ob er gleich nicht unwis-

*) Solcher Teutschfranzosen giebt es in unsern Tagen die Menge, zur Zeit unsers Autors mögen sie aber noch ein bischen seltner gewesen seyn.

F. A. W.

„ send in der spanischen Sprache war. Der kniende
„ Sekretär verdollmetschte sogleich alles seinem
„ Herrn, und dieser antwortete so höflich, als es
„ immer möglich war. Nach den ersten Kom-
„ plimenten erkundigte er sich um unsere Reise
„ und Aufenthalt in Madrid, und da er ver-
„ nahm, daß wir bald abreisen wollten, fragte
„ er, ob wir nicht nach Sevilla gehen würden?
„ Wir entschuldigten uns dagegen mit dem be-
„ reits zu großen Vorschritte des Sommers,
„ und er räumte hierauf ein, daß wir nicht viel
„ Zeit übrig hätten, wenn wir Spanien vor
„ dem Eintritte der großen Hitze verlassen woll-
„ ten; doch sagte er, wir würden versäumen,
„ eines der schönsten Länder zu sehen, wenn wir
„ Andalusien auf der Reise liegen liessen. Hier-
„ auf both er uns seine vielfachen Dienste an,
„ und da wir ihm bezeigten, daß wir Lust hät-
„ ten, Arragon zu durchreisen, und durch
„ Catalogna wieder in Frankreich anzukommen,
„ wenn es möglich wäre; so versprach er uns
„ ein Empfehlungsschreiben an den Herzog von
„ Monteleon, Vicekönig von Arragon, und
„ eines an Don Juan d'Austria. Hernach

„ fragte er, ob wir nicht Lust hätten, uns sei„ nem König zu Füssen legen zu lassen? Da „ wir aber im Begriffe waren, unsere Reise fort„ zu setzen, nahmen wir Anstand, ihn mit Ver„ schaffung dieser Gnade zu bemühen, zumal „ wir den König sehr oft in der Nähe und Ferne „ schon gesehen hatten. Er that noch manches „ Verbindliche und Unterhaltende hinzu, mit einem „ Worte, er gab sich alle Mühe, uns den Besuch „ bey ihm angenehm zu machen. Auch ist sein „ Gemüthscharakter von einer Beschaffenheit, „ niemanden zu Mißvergnügen zu reitzen, und „ vielleicht hat nie ein Günstling eines Königs „ oder Fürsten weniger Uebel angerichtet. Er weis „ seine Neider und erklärten Feinde, wie den „ Herzog von Medina dellas Torres, um die „ Person seines Herrn zu dulden, und sein äus„ serlicher Aufzug ist so prachtleer, wie der von „ einem Grande der niedersten Rangordnung. Er „ hat kein zahlreiches Gefolge von Volk, und man „ macht über ihn die Anmerkung, daß er besser, „ als sein Vorgänger, den Rath eines gefallenen „ Günstlings zu nützen wisse, welcher darinn be„ stand, daß Günstlinge sollten dem Rade ihres

„ Glückes wissen, einen Radschuh einzulegen,
„ wenn es sie zu hoch schwingen und ihrem Kö-
„ nig gleich machen wolle. Denn wer am höchsten
„ stehe, sey seinem Fall am nächsten, und soll sich nie
„ bethören lassen, ein Gefolge und Ehrenbezeugungen
„ anzunehmen, die bey einer Ungnade ihm mit
„ Verachtung würden entzogen werden. Ich muß
„ hiebey anführen, daß ein großer Mann am
„ spanischen Hof sagte, ein Günstling des Königs
„ müsse so rückhaltend und klug seyn, wie der
„ Engel in der Apokalypse, der dem Evangelisten
„ das Anbethen untersagte. Denn wenn Gott
„ der Allmächtige keine Götter neben sich haben
„ wolle, so würden Könige, als Wesen von einer
„ unendlich beschränkten Macht, und die der
„ Gottheit nur von ferne und schwach nachahmen
„ könnten, noch weniger jemanden dulden, der
„ sich mit ihnen in den Genuß von Ehrenbezeu-
„ gungen theilen wolle. Gränzloser Ehrgeitz und
„ unersättliche Begierde nach Größe stürzte in
„ zwey Jahren den Kardinal Espinosa, den
„ angesehensten Günstling Philipp des zweyten;
„ von dem Grafen Olivarez dem Vorgänger
„ von Don Luis nicht einmal zu reden. Zwi-

schen

„ schen der real Privança von beyden und der
„ Anwendung davon fand man in Spanien einen
„ bemerkenswerthen Unterschied. Die Privança
„ des Grafen Olivarez entstand aus einer wirk-
„ lichen, oder vielleicht nur studirten Ueberein-
„ stimmung seiner Sitten mit den Sitten des
„ Prinzen, und aus der Mühe, die er sich gab,
„ seinen Neigungen Befriedigung zu verschaffen,
„ und ihm ein Hilfsmittel zu Vergnügungen zu
„ werden, die sich mit der Würde eines spanischen
„ Thronerben schlecht vertrugen. Don Luis de
„ Haro aber setzte sich in bie königliche Privança
„ durch einen viel rühmlichern Weg, nemlich
„ durch reelle Dienste, die er dem König in Fäl-
„ len leistete, wo sein Leben oder auch der
„ Staat Gefahr lief. Jener gewann blos das
„ Herz des Königs, welches mit einer Blüte zu
„ vergleichen ist, die aus tausend Zufällen welken
„ und abfallen kann; dieser aber gewann des Königs
„ Verstand und setzte sich fest darinn; und Ver-
„ stand gleicht in dem Fall einer Wurzel, aus
„ der auch bey widrigen Zufällen immer noch
„ etwas sprossen kann. Olivarez gelangte bey
„ seinem König auf eben die Weise und zu glei-

„ cher Zeit in Gunst, als das gefährliche Glück
„ in Frankreich dem einen gleichen Weg einschla-
„ genden Herzog von Luynes bey Ludwig dem
„ dreyzehenten blühte. De Haro aber ist in der
„ Geschichte seiner Privança dem Kardinal von
„ Richelieu nicht unähnlich. De Haro der
„ Neffe von Olivarez, hatte alle Zeit und Ge-
„ legenheit, aus den Fehlern und Unglücksfällen
„ seines Oheims, so gut als Richelieu aus den
„ Schnitzern seines Vorgängers, Unterricht für
„ sich zu ziehen. Was aber die Anwendung der
„ Macht von beyden betrift, so merkt man an,
„ daß sie bey de Haro von der bey jenen drey
„ Günstlingen ganz verschieden ist. Denn der
„ Herzog von Luynes und Graf Olivarez
„ stöhrten den Frieden der Staaten ihrer Herren,
„ jener um seinen empfangenen Connetabledegen
„ gelten zu machen, dieser um das Licht seiner
„ Fähigkeit leuchten zu lassen, die er größer als
„ jemand in der Welt zu besitzen glaubte. Riche-
„ lieu, der Nachfolger von jenem, war zwar
„ ferne von seinen Grundsätzen, doch glaubte er
„ in der Hauptsache den angefangenen Krieg fort-
„ führen zu müssen, um sich in Kredit zu setzen,

„ und die Hindernisse eines andern Krieges zu zer-
„ stöhren, der dem Interesse von Frankreich ge-
„ mäßer war, und ihm ein Mittel zum Wettstreit
„ mit dem ehrsüchtigen Olivarez verschafte.
„ Don Luis de Haro saß aber nicht sobald
„ am Steuerruder, als er sich alle Mühe gab,
„ in Spanien begreiflich zu machen, wie viel die
„ Aemulation jener beyden Minister der Welt
„ überhaupt und insonderheit dem Erzhaus Oester-
„ reich Schaden gethan habe. Er sah wohl
„ voraus, daß die in ihrem Stamme und in
„ ihren Zweigen angegriffene Monarchie eines
„ Friedens bedürfen würde, den man so wenig
„ unrühmlich, als möglich, schliessen müsse, um
„ der gänzlichen Zertrümmerung von jener zuvor
„ zu kommen. Man hat mich versichert, er habe
„ dem König und dem Staatsrath mit dem
„ grösten Nachdruck alle Fehler seines Vorgängers
„ vorgestellt, und einleuchtend gemacht, daß der
„ gemeinschaftliche Wunsch kleiner Fürsten, nem-
„ lich Frankreich und Spanien Wagen ähnlich
„ zu sehen, worinn jeder sein Gegengewicht fände,
„ der Natur und dem Interesse beyder Reiche höchst
„ gemäß sey, wenn schon der Ehrgeitz zweyer

„ Könige und zweyer eiteln Minister von ihnen
„ dies nicht also leiden wolle. Daß auch derjenige
„ unter beyden Staaten, welcher am meisten über
„ den andern siegen würde, sich dadurch die meisten
„ Feinde zuziehen müßte, wenn Europa, zufolge
„ der Staatskünste von Günstlingen, die ihre
„ Könige gerne wollen Schlachten verliehren las-
„ sen, damit sie gleich Steuermännern im Sturme,
„ während des Streits ihre Geschicklichkeit am
„ meisten zeigen könnten, nicht in Faktionen wäre
„ getheilt worden, deren die eine und andere einer
„ von beyden kriegenden Mächten gleich stark an-
„ hange. Daß inzwischen Spanien, so lang man
„ von der Fortsetzung des Krieges nicht abstehe,
„ an einer unheilbaren Krankheit liegen müsse;
„ daß Frankreichs Verbündete ihren Bundsgenossen
„ nicht verlassen würden, um neutral zu bleiben,
„ oder gar ihre Waffen gegen ihn zu ergreifen;
„ daß man diesen Bundsgenossen die ihnen dro-
„ hende Gefahr einleuchtend machen müsse; und
„ daß es nöthig sey, eine große Neigung zum
„ Frieden blicken zu lassen, wie auch jenen Ver-
„ bündeten zu erkennen zu geben, daß man ihn
„ gern durch die Gewährung der von ihnen ver-

„ langten Vortheile zu erkaufen suche. Denn
„ eine Erfahrung von Jahrhunderten habe gelehrt,
„ daß dergleichen Mächte durch Friedenstraktaten
„ immer wieder gewönnen, was sie im Krieg
„ verlohren hatten. In Teutschland müsse man
„ zum Frieden selbst durch diejenigen ermahnen
„ lassen, die allda auf der Seite von Frankreich
„ und Schweden seyen, und um sie dazu zu
„ bewegen, sey es dienlich, ihnen zu erkennen zu
„ geben, daß man auf nichts, als auf ihre
„ Befriedigung denke, und daß es Zeit sey, daß
„ ihre Eifersucht auf diese zwey fremde Mächte
„ falle, als welche ungleich geneigter wären,
„ ihr Land und ihre Leute zu unterjochen, als
„ der Kaiser es seyn würde, die teutsche Reichs-
„ freyheit zu zernichten. In Italien und Flan-
„ dern müsse man eben so verfahren, und im
„ allgemeinen Friedenstraktat den minder fürchter-
„ lichen Feinden ungebundene Hände verschaffen,
„ um durch Entziehung ihres Beystandes die
„ fürchterlichern Feinde zu schwächen. Wenn
„ dies alles so wahr ist, wie man mir es in
„ Madrid sagte, so war Don Luis keiner von
„ den Günstlingen, die ihren Fürsten immer die

„ Kriegstrompete in die Ohren blasen, und
„ nur an das denken, wodurch sie zu wichtigen
„ Männern im Staat werden können, und wo-
„ durch, wenns auch auf Unkosten des gemeinen
„ Wohls geschieht, ihr Gebiether zu großem
„ Ansehen gelangt. Er wolle kein politischer
„ Götzendiener seyn, und blos rathen, was zum
„ Vortheil seines Königs wäre, auch kein politi-
„ scher Atheist, der nur das Wohl des Staats
„ im Munde führt, sondern er betrachtete König
„ und Reich wie Mann und Frau, und wollte
„ bewirken, daß sie christlich und ehrbarlich mit
„ einander haußten, und nicht zuließen, daß
„ ein dritter unter Vorspiegelung von einseitigem
„ Interesse ihre Harmonie unterbräche. Man hatte
„ mir diese Anekdoten von Don Luis noch lang,
„ eh ich ihn persönlich kennen lernte, bekannt
„ gemacht, und ich könnte noch manche andere
„ von ihm niederschreiben, wenn mein Gedächt-
„ nis besser, und meine Schreibtafel, der ich sie
„ damals anvertraute, nicht allzuverloschen wäre.
„ Um noch ein paar Worte von seiner Person zu
„ sagen, merk ich aber an, daß er ein Mann
„ von ziemlich erträglicher Gesichtsbildung ist.

„ Denn seine Mine ist weder zu fein, noch zu
„ grob, und geht weder zu sehr ins hohe, noch
„ ins niedere, und ist weder zu aufgeheitert noch
„ zu düster. Und sein Körper ist so schlecht und
„ recht, daß man mit jenem Lateiner von
„ ihm sagen könnte: ut staturæ & oris non est
„ plus quam heroici, ita nihil in eo, quod
„ nimium vulgare sit. Man bemerkt nichts an
„ ihm, was seinem Gebiether oder seiner Nation
„ misfällig seyn könnte, und amüsirt er jenen
„ nicht durch persönliche Vorzüge und Talente,
„ so misbraucht er auch keines von beyden zum
„ Schaden von dieser." So weit unser Autor,
dessen fernere Anmerkungen über das Ministerium
des Don Luis de Haro besonders in Rücksicht
auf den damaligen Krieg hier unnütz wären,
weil sein Ausgang aus der Geschichte bekannt genug ist, und wir uns begnügen können, aus derselben zu wissen, was hierinn dieser Minister
gethan hat, ohne an das zu denken, was er hätte,
nach der Meynung von dem oder jenem, thun
sollen.

Schon im Eingang seiner Reisebeschreibung hat unser Verfasser des Conde d'Ognate, Vicekönigs von beyden Sicilien gedacht und nun kömmt er (K. 27.) noch einmal auf ihn zu sprechen. Was er von ihm sagt, ist aber folgendes: „Die „Revolutionen in Frankreich haben sowohl den „Geist des spanischen Ministeriums als auch der „ganzen Nation sehr ernsthaft beschäftigt. Nicht „minder aber thaten dies die kurz vor jenen „ausgebrochenen Neapolitanischen Unruhen, die „den König von Spanien um so aufmersamer „machen mußten, weil sie in einem der beträcht„lichsten Theile seines Reiches vorfielen. Die „Politiker stimmen darinn überein, daß Frank„reich dabey seinen Vortheil besser würde ersehen „haben, wenn es sich der misvergnügten Neapo„litaner mit größerm Nachdruck angenommen „hätte, daß aber Spanien schwerlich in einer „andern Gelegenheit so sehr, wie in dieser, „seinem Staatsinteresse gemäß sich benommen „habe. Man nahm bey der Nachricht von dieser „Empörung keine falsche Maasregeln, und der „Graf d'Ognate, welcher seine Meynung schrift„lich darüber einsenden mußte, schilderte das

„ Uebel und Gegenmittel so gründlich, daß man
„ sich entschlos, ihn zum Arzt dieser politischen
„ Krankheit zu machen. Ich habe einen Auszug
„ aus seinem Schreiben gesehen, worinn er vor=
„ stellte, daß die Wuth dieses Volkes nicht von
„ Dauer seyn könnte, weil sie sich mit einem
„ offenbaren Kriege gegen den Adel und die
„ Mächtigsten in beyden Sicilien angefangen habe.
„ Bewegungen einer solchen Art, denen der vor=
„ nehmste Theil des Staates entgegen arbeiten
„ müsse, bewirkten nur Unordnung und Verwir=
„ rung, und aus ihnen könne nie eine wirkliche
„ Regierungsform entstehen. Sie können auch
„ nur einen Augenblick dauern, und ein Volk,
„ dem zu solch einem hohen Flug die Schwingen
„ nicht gewachsen seyen, müsse von selbst zurück
„ fallen. Solch eine Menge sey unklug in ihren
„ Rathsbeschlüssen, unbedachtsam in ihren Unter=
„ nehmungen und feige in Ausführung derselben.
„ Die Neapolitaner hätten, wenn sie eine Repu=
„ blik werden wollten, sehr schlecht damit ange=
„ fangen, daß sie die reichsten Häuser zu verwü=
„ sten suchten, die doch nie so sehr zu Grunde
„ gerichtet werden könnten, daß sie nicht noch

„ Kräfte genug übrig behielten, um sich mit
„ einem beleidigten Souverain mit Wirkung zu einer
„ gemeinschaftlichen Rache am Volk zu verbin-
„ den. Die Rache an den wüthenden Neapoli-
„ tanern werde um so vortheilhafter seyn, weil sie
„ Gelegenheit zur Beschränkung ihrer gesetzgeben-
„ den Macht verschaffe, und man dieselbe so
„ klein machen könne, daß, ohnerachtet mancher
„ vorgängigen politischen Aderläße, man ihnen
„ doch noch eine gute Quantität gutes Blut
„ abzapfen könne, vorausgesetzt, daß das schlimme
„ alles miteinander zugleich heraus laufe. Da,
„ fügt unser Autor hinzu, sein Rath befolgt,
„ und er zum Werkzeug der Ausführung gewählt
„ wurde; so kann man glauben, er habe sich als
„ einen geschickten politischen Wundarzt bewiesen,
„ so daß man sagen kann, die Rebellen haben
„ seine Lanzette und ihre Anführer die Schärfe
„ seines Scheermessers und seiner Amputationssäge
„ genugsam erfahren. Ohne Gleichnis zu reden,
„ hat er diese gefährliche Staatskrankheit mit
„ eben soviel Klugheit als Entschlossenheit behan-
„ delt. Man hält in Madrid ihn für den grö-
„ sten Staatsmann von ganz Spanien, und

„ zweifelt gar nicht, daß, wenn er, so sehr er
„ es wünscht, zu Geschäften zugelassen würde,
„ dieselben einen sehr lebhaften Gang, der ihnen
„ nach dem Dafürhalten einiger mangelt, anneh=
„ men müßten. Allein, die am Ruder sitzen,
„ fürchten seinen kühnen vielumfassenden Geist, und
„ entziehen ihm allen Antheil an Geschäften, den
„ sie ihm nicht seines Amts wegen unentzogen
„ lassen müssen. Er aber entschädigt sich für
„ diese unfreywillige Entfernung von Staatsange=
„ legenheiten durch Verwendung seiner in Neapel
„ gehäuften Schätze zum Bau eines Pallastes,
„ der einer der grösten und schönsten in ganz
„ Madrid werden muß."

Von Pimentel, der damals als Gesandter am Hofe der schwedischen Königinn Christina gewesen, wie auch von dieser Königinn selbst, schrieb unser Reisender Bemerkungen (K. 28.) nieder, die sie nach dem, was bekanntlich Voltaire und Holberg davon sagten, gleichwohl mit Vergnügen lesen lassen. Warum Pimentel nach Stockholm gesandt wurde, ist aus der teutschen

Reichshistorie bekannt genug, nicht aber, warum er so glücklich in seinen Aufträgen war. Er war ein geistvoller Mann, und wußte die Schwäche dieser königlichen Virago für seine Angelegenheiten zu nützen. Sie war immer nach neuen Auftritten begierig, und das allerneueste gefiel ihr immer am besten. Daher machte es ihr ein unbeschreibliches Vergnügen, neben soviel Gesandten anderer Mächte, auch endlich einen spanischen an ihrem Hof zu haben, zumal da er sich durch persönliche Eigenschaften so sehr bey ihr empfahl, daß er nicht nöthig hatte, die Pfoten eines schwedischen Raths zu versilbern, um hinter die Geheimnisse der Königinn zu kommen, wie unser Autor mit holländischer Unhöflichkeit zu schreiben sich erkühnet hat. Wie sehr Christina die damalige römische Königswahl unterstützte, ist übrigens bekannt genug, um hieraus die Nothwendigkeit eines spanischen Gesandten an ihrem Hofe wohl zu begreifen. Warum aber **Pimentel** noch diesen Charakter beybehielt und die Prinzessinn nicht verlies, nachdem sie freywillig in den Privatstand zurückgetretten war, davon den Grund anzugeben, findet unser Autor nichts weniger, als leicht. Denn im System der

spanischen Staatskunst und im Charakter dieser Nation konnte dieser Grund unmöglich liegen, und daß sie nach ihrer Abdankung noch 12000 Mann unter den Befehlen des Grafen von Königsmark zu ihrer Disposition sollte gehabt haben, von denen Spanien zu Gunsten seines damaligen Verbündeten hätte wünschen können, Gebrauch zu machen, erklärt unser sachkundiger Reisender für eine Fabel.

Ihre Entsagung der Krone war eine langsam und fein von ihrem bekannten Nachfolger vorbereitete Sache. Der Neffe Gustavs war ein großer Held und großer Staatsmann, und besaß die Klugheit, alles zu vermeiden, wodurch Christina sich das Zutrauen ihrer Nation entzog. Dadurch erweckte er bey letztrer den aufrichtigen Wunsch, unter seinem Scepter zu stehen, und die Königinn, welche dies bemerkte, ward dadurch zu einer persönlichen Abneigung gegen ihn veranlaßt, die zu verbergen sie nicht Stärke des Geistes genug hatte. Die Folge des Ausbruches ihres Widerwillens war, daß sich jener auf eine ihm zur Appanage

angewiesene Insel begab, und mit einem Schein von Ruhe die weitern Folgen des unpolitischen Benehmens von Christinen abwartete. Diese fuhr fort, gegen die wichtigsten Personen im Reich und gegen die Pflichten ihrer Krone Gleichgültigkeit zu beweisen. Ihre rastlose Phantasie und unauslöschlicher Durst nach Wissenschaft in Verbindung mit ihrem wandelbaren Gemüthscharakter liessen ihr keine andere Art des Betragens zu. Heute lebte sie für nichts, als für Gelehrsamkeit, und suchte sich mit Descartes, in den Labyrinthen seines Systems, mit Saumaise, in den Schriften der Griechen und Römer, und mit Bouchard, in der alten und neuen Jurisprudenz da hinein zu wagen, wo es in diesem gelehrten Schlamme am tiefsten war. Morgen waren ihr die Gelehrten und Bücher ein Eckel; sie schalt jene Pedanten, und diese Skarteken, und sie spielte dann die Kokette nach allen Regeln, und es war nichts als Ball, Maskerade, Jagd, Spazierfahrt, Schmaus und Pferderennen, was ihre Seele fühlte. Sie mochte aber ihre Gelehrte, oder ihre galante Laune haben, so zog sie beständig Fremde ihren Unterthanen vor, befolgte den

Rath von jenen mehr, als die Vorschläge von diesen, und vermehrte dadurch nicht wenig die Abneigung ihrer Nation gegen sie und ihre Regierung. Daß sie sich gegen den sie verunglimpfenden Schriftsteller Messenius, der in einer Schmähschrift gegen sie ihrem präsumtiven Nachfolger ausserordentlich zu schmeicheln suchte, mit einer edeln Mäßigung betrug, hat unser Autor so wenig verschwiegen, als ihre Biographen. Auch ließ sie sich gerne überzeugen, daß ihr Nachfolger zu edel dächte, um zu diesem Buche Gelegenheit gegeben zu haben. Inzwischen wuchs die Abneigung der Reichsstände und des Volks von einem Tage zum andern, und äusserte sich in allerley höchstfreymüthigen Raisonnements, davon unser Autor manches in extenso anführt, welches heut zu Tag nachzuschreiben überflüssig seyn möchte. Doch schonte man in der Art, sich auszudrücken, diese Königinn sehr, aus Ehrfurcht für ihren Verwandten und nachmaligen Nachfolger. Wahrscheinlich findet aber unser Autor, daß sich die Reichsstände insgeheim möchten geradezu an sie gewandt haben, um ihr die Nothwendigkeit ihrer Thronentsagung vorzustellen, und daß sie Geist genug gehabt habe,

einzusehen, es werde ihr rühmlicher seyn, vor den Augen der Welt das Ansehen zu haben, sie thäte diesen Schritt freywillig und aus Gründen, die sich aus ihr selbst herleiteten. Daß sie damit gleichwohl nicht habe verhindern können, daß satyrische Witzlinge der damaligen Zeit ihre Pfeile nach ihr geschossen hätten, merkt unser Autor als Zeitgenosse von ihr, der Nachwelt zur Lehre, an. Pimentel, ihr Vertrauter, habe es in seinem Schreiben an den Madrider Hof nicht verholen, welche Selbstüberwindung es von Christinen erfordert habe, dem Staatsinteresse ihrer Nation solch ein Opfer zu bringen. Uebrigens sey ihm der Befehl zu Theil worden, sie auf der Reise mit allen Distinktionen einer Regentinn zu behandeln, und ihr im Namen seines Königs, wenn sie durch seine Staaten reisen würde, alle mögliche Ehre zu erweisen. Und da ihr alles angenehm war, was von und durch Pimentel besorgt wurde, sey auch dies Anerbiethen vom spanischen Hof ihr äusserst schmeichelhaft gewesen. Sehr schalkhaft nennt bey dieser Erzählung unser Autor den spanischen Abgesandten ihren Toutpuissant. Auch er bestätigt die aus Voltairen bekannte

Ab-

Abneigung dieser Königinn gegen das weibliche Geschlecht, die, wie man ihm als Zeitgenossen glauben darf, so weit gieng, daß sie sich auch zu solchen Diensten an ihrer Person männlicher Hände bediente, wozu sonst alle Damen in der Welt nur weibliche zu gebrauchen pflegen. Ihre Kleidung war ein männlicher Reiserock, der bis an die Waden reichte, ein weiblicher Rock, der bis zu den Knöcheln gieng, eine schwarze Cravate um den Hals, eine schwarze Perüke, womit sie ihre blonden Haare bedeckte, und ein Federhut auf dem Kopf. So sah man sie durch Brüssel und Antwerpen reisen, wo sie sich einige Tage aufhielt. Ihr Eifer und Verlangen, den Prinz Conde zu sehen, war anfänglich sehr groß, erkaltete aber nach und nach so sehr, daß sie eher wünschte, ihn nicht sehen zu dürfen. Er war davon unterrichtet, und wollte seinen versprochenen Besuch unterlassen. Endlich entschloß er sich, auf Anrathen, sie incognito zu sehen, und mischte sich in dieser Absicht unter seine an sie abgeschickte Suite. Sie erkannte ihn anfänglich nicht gleich, und als sie ihn erkannte und seinem Charakter gemäß behandeln wollte, begab er sich wiederum

weg, und verbat sich mit einem nachdrücklichen: Madame, tout ou rien! sogar auch die Begleitung. Sein voriger Enthusiasmus für diese merkwürdige Person seines und ihres Jahrhunderts erlosch zugleich auf das äusserste. Unser Autor gesteht inzwischen, daß jener unvermuthete Kaltsinn Christinens nicht ihr eigen Werk, sondern eine Inspiration von Pimentel gewesen sey, welcher dazu durch den Grafen Funsaldagna, einen Mann, der von Conde nicht günstig dachte, war aufgestiftet worden, und sagt, obschon der König von Spanien sehr ausdrücklich befohlen habe, diesen großen Mann seinem Ruhm gemäß zu behandeln, folglich ihn nicht, wie da geschah, einer offenbaren Beleidigung auszusetzen, so sey es damals nicht das erstemal gewesen, daß man in Madrid etwas versprochen habe, das zu Brüssel nicht sey gehalten worden. Durch die Art seines Benehmens gegen Christinen habe aber Prinz Conde die spanischen Feinde seines Ruhms genugsam gedemüthigt, und auch der Versuch, ihn auf dem Spaziergang zu Brüssel mit ihr zusammen zu bringen, und ihm eine verbindlichere Behandlung derselben zu entlocken,

sey fruchtlos gewesen. Man sprach zu unsers Autors Zeiten stark davon, Philipp der vierte würde sie zur Vicekoniginn beyder Sicilien machen; dies beweißt aber in unsern Zeiten, daß man jederzeit von vielen Dingen gesprochen hat, die gleichwohl nicht geschehen sind. Der Stadt Antwerpen machte sie bey der Besichtigung das große Kompliment: sie finde sie so schön, daß sie lieber Marggräfinn von Antwerpen, als Königinn von Schweden seyn möchte. Ihre Güte gegen Antonio Pimentel war ohne Gränzen, denn sie gieng so weit, daß sie in Unterredungen mit Gelehrten, die doch immer ihre Lieblingssache mit waren, sorgfältig, wenn Pimentel zugegen war, vermied, die Unterhaltung auf Gegenstände zu lenken, wovon sie wußte, daß sie Pimentel nicht interessirten, weil er ein all zu galanter Schranze war, um an abstrakten Dingen Gefallen zu finden, und Gefahr lief, wenn die Rede darauf fiel, beym Zuhören die Rolle eines enthaupteten Stockfisches zu spielen. Wahr ist es, wie unser Autor am Schluß seiner Schilderung von jener sagt, das kein Zeitalter eine Person aufgestellt hätte, die das Talent in so hohem Gerade besaß, ihren Charakter durch Manigfal-

tigkeit auszuzeichnen, und die daher fürchten lies, das Ende ihres Lebens würde dem Anfang und der Mitte nicht sehr entsprechen.

In der Fortsetzung der Schilderung merkwürdiger Zeitgenossen kömmt unser Autor (K. 29.) auf den Grafen Fiesque, damaligen Agenten des Prinzen von Conde am Madrider Hofe. Er hatte zwar seiner (K. 21.) schon gedacht, als er von den unterhaltnen Mätressen zu reden hatte, und anführte, daß eine von denen, welche dieser Graf besoldete, es ihm übelnahm, daß er aufhörte, an ihr Geschmack zu finden, und um deßwillen ihm bey einer öffentlichen Gelegenheit mit einer sehr scheinbaren Nachahmung verliebter Verzweiflung in die Haare gerieth und mit dem Beynahmen Traydor und Picaro (Verräther und Schurke) sehr freygebig gegen ihn war, weil er sich an eine andere zu halten angefangen hatte. Nun aber (K. 29.) gedenkt er seiner nicht bloß beyläufig, sondern ausführlicher. Da er einer der schönsten Geister und galantesten Hofleute in Frankreich war, sagt unser Autor, ist es zu

bedauren, daß er ein Amt angenommen hat, wodurch seine Leibs- und Gemühtsbeschaffenheit sich dermassen ändern mußte, daß seine vertrautesten Freunde Mühe hatten, ihn noch zu erkennen. Sein verdrüßlicher Agentenposten hatte ihm nemlich eine tiefe Melancholie zugezogen, die sich äusserlich durch plötzliches Erblassen, unregelmäsigen Puls, und eine scheue Unverträglichkeit mit aller menschlichen Gesellschaft deutlich genug zu erkennen gab. Unser Autor und seine Gesellschaft hatten die Einladung, bey ihm zu speisen angenommen, und mußten bedauren, daß der Graf sehr oft genöthigt war, von der Tafel aufzustehen und sich zu Bette zu legen. Dies Uebel war, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Folge des Verdrußes, den er sich durch viele Zänkereyen gemacht hatte, wodurch er von seinen Verwandten, seinen Gütern und seiner gewohnten, ruhigen und doch lustigen Lebensart entfernt wurde. Seine Anhänglichkeit an Prinz Conde stammte nur aus Neigung und Edelmuth, denn Misvergnügen mit dem Pariser Hof und seinem ersten Minister gab nicht die geringste Gelegenheit dazu, und des Grafen Interesse, als dessen Gemahlinn in den Diensten von Made-

moiselle war, hätte weit eher erfordert, sich zur Parthey von dieser und dem Herzog von Orleans zu halten. Er hatte dem Prinzen sowohl bey Bourdeaux, als in vielen andern Vorfällen, die wichtigsten Dienste geleistet, und ward endlich von ihm an den Madrider Hof gesandt, um seine Angelegenheiten allda mit mehr Nachdruck zu betreiben, als Saint Agolin, der Kammerjunker des Prinzen, bisher gethan hatte. Seinen Eintritt in Madrid machte er damit, daß er alle Belustigungen zu genießen suchte, die dieser Ort anbiethet. Und da seine Geschäfte ihm dies wohl zuließen, und er nicht verlernen wollte, was er in Frankreich bereits konnte, gab er sich nebenher auch stark mit der Versemanufaktur ab. Er las dem Autor bey seinem Besuch mehrere Sonnette zum Lob des Prinzen und beynahe eine ganze ganze Scene seines Trauerspiels Medea vor, woran er damals arbeitete, und das Stück des Seneka Tragikus von gleichem Inhalt dabey nachzuahmen suchte. Allein auch sein Beyspiel bewies, daß die Dichtkunst so wenig als die Galanterie ein Specifikum wider die Schwermuth ist, und letztere brachte in seiner Gesundheit so häufige

und schnelle Verschlimmerungen hervor, daß weder die Aerzte, noch die Freunde des Grafen, noch er selbst das geringste davon begreifen können. *) Diese Umstände haben den Grafen seinen Belustigungen und dem größten Theil seiner an den unten zu erwähnenden de Mazerolles überlassenen Geschäfte entzogen, und ihn ganz auf die Seite der Andächteley gewendet. Anstatt Gesellschaften zu suchen, und seinen Geist auf eine angenehme Art zu zerstreuen, hat er sich aus der Casa del campo eine Art von Einsiedeley gemacht, wohin er oft allein, oft auch mit einem vertrauten

*) Daß es Dinge gab, die spanische Aerzte des vorigen Jahrhunderts nicht begreifen konnten, darf den lieben Leser nicht im geringsten wundern, weil es von den meisten Aerzten dieses Landes noch auf den heutigen Tag unbegreiflich ist, wie sie haben dazu kommen können, Aerzte zu werden.

F. A. W.

Freunde sich begiebt, den er damit quält, daß er mit ihm spazierengehen muß, ohne ein Wort zu reden oder zu hören. Er hat Hofequipage mit vier Pferden, die ziemlich mittelmässig ist, und für einen königlichen Kutscher und Vorreuter, sind die, welche der König von Spanien dem Grafen lieh, nach unsers Autors Wahrnehmung ziemlich lumpig gewesen. Ausser dieser dem Grafen zu jeder Stunde zu Dienste gewesenen Equipage und Bedienung hatte der Graf noch sein eigen Gefolge von etlichen Vorreutern, einem Stallmeister, einem Sekretär, einem Page und andern Dienstleuten. Monatlich gab ihm der König von Spanien zu seinem und seiner Leute Unterhalt 1800 Thaler und bezahlte die Hausmiethe für ihn. Dieser Graf kleidete sich spanisch, und war übrigens so mit Leib und Seele Spanier, oder schien es aus Politik zu seyn, daß er mit eben soviel Enthusiasmus von Madrid zu sprechen pflegte, als ein Obersachse von Leipzig. Gleichwohl war ihm in Madrid manches begegnet, welches diesen Enthusiasmus ziemlich abkühlen konnte.

Herr de Mazerolles wurde ihm durch den Prinzen Conde zur Erleichterung in den Geschäften zugeschickt, wie es schien; eigentlich aber, um auch Dinge zu besorgen, wovon der Graf nichts wußte. Unser Autor weis diesen de Mazerolles nicht genug zu loben, und fand ihn als einen höchstrechtschaffenen Mann, der ausserdem soviel Wissenschaft besaß, als die Zeitumstände und seine Aufträge bey Hof forderten. Er kannte vollkommen den spanischen Hof und die spanische Nation. Sein Geist vereinigte männliche Standhaftigkeit mit höfischer Geschmeidigkeit, seine Urtheilskraft war fein und gründlich zugleich, und wie unser holländischer Reisender sich ausdrückt, war bey ihm in seinen Negotiationen nie zu fürchten, daß er würde den Schatten für den Körper, oder den Zipfel für die Wurst annehmen. Seine Gespräche sind angenehm und einsichtsvoll, so daß niemand ihn besucht, ohne mit wichtigen und erwünschten Belehrungen über die interessantesten Gegenstände von ihm zu gehen. Damit aber dieser vollkommene Mann doch auch einen Fehler hätte, war er mit einer so hartnäkigen Orthopnoe geplagt, die ihm fast gar keine

Ruhe lies. Er hatte sich dieselbe durch einen Ritt in den Angelegenheiten seines Herrn zugezogen, und mußte um deßwillen schon viele Jahre des Nachts auf einem Stuhle schlafen, um der Gefahr des Erstickens vorzubeugen. Der König von Spanien gab ihm mit dem Grafen Fiesque gleichen Hofstaat.

In dem Hotel dieser Agenten, welches man das Hotel des Prinzen von Conde nannte, lernte der Autor auch den ehemaligen Parlamentsrath de Trincars von Bourdeaux kennen. Dieser war einer von denjenigen entflohenen Anhängern des Prinzen von Conde, die nicht mit in der Amnestie begriffen waren. De Trincars, ein geistvoller Mann, war sonst ein sehr guter Freund des bekannten d'Espernon gewesen, allein der Strom riß ihn zu der Parthie des Prinzen von Conde fort, als dieser von dem Gouvernement in Guyenne Besitz nahm und da dort die Faktion zur äussersten Schwäche herabsank, schickte ihn Prinz Conde nach Engelland um Hülfe. Während de Trincars sich da befand, unterwarf sich Bourdeaux dem König von Frankreich, und jener konnte die übeln Folgen für sich leicht ab-

strahiren. Er hatte aber doch der Confiscation seiner Güter dadurch vorgebeugt, daß er sie mit dem Brautschatz seiner Gattin auslößte. Und um seine Person vor Verhaft zu sichern, begab er sich nach Madrid, von wo aus ihn der Prinz zur Inspektion über seine Armee berief. Dies Amt konnte er aber nicht antreten, weil ihn der Prinz auf fünfhundert Doublonen angewiesen hatte, die ihm vom spanischen Hof an seiner Pension sollten gezahlt werden, und welche die spanischen Minister zu entrichten sehr mühsam, vermuthlich des Zählens wegen, finden wollten. Daher bemühte sich am Ende de Trincars nicht mehr um diese Summe, und bewarb sich nur zum Schein um einen Paß. Er wußte wohl, daß man ihm diesen Paß nicht ohne das Geld geben möge, damit sein Herr, wenn er ohne das Geld zu ihm käme, nicht neuen Grund zu einer Beschwerde fände, die um so gerechter wäre, weil dieser zu einem nöthigen Amte berufene Rath von den Ministern nicht eine blosse Ayuda de costa, oder Zuschuß zur Reise, sondern ein Geld verlangte, welches man dem Prinzen schuldig war, und worüber er des Prinzen eigenhändige Anwei-

sung vorlegen konnte. Bey dem schon obenerwähnten Dom Christobal, dem Sekretär von Don Luis de Zaro (K. 26.') hörte unser Autor auch von dieser Sache reden, und dieser war Schalks genug, es frey heraus zu sagen, die Ausfertigung des Passes für de Trincars sey nicht, was ihn noch in Madrid halte, sondern nur die fünfhundert Pistolen, ohne die er nicht reisen dürfe und ohne welche der Paß nicht viel helfen möchte.

Noch lernte der Autor in dem erwähnten Hotel den de Martin, Sekretär des Prinzen, kennen, welcher der Sollicitant von den an den Prinzen, als spanischen General, versprochenen Pensionsgeldern war, die Jahr für Jahr 1200 Thaler austrugen. Man begreift freylich von selbst, daß ein großer Theil davon ein Rückstand war, sonst wäre kein Sollicitant nöthig gewesen.

All die guten Leute mit Einschluß des damals an seiner letzten Krankheit gelegenen Sieur de

Saint Agolin, lebten von den 1800 Thalern, welche dem Grafen von Fiesque angewiesen waren, der durch den Tod des schon erwähnten Saint Agolin begreiflicher Weise nur etwas in seinen täglichen Ausgaben erleichtert wurde. Dieser letzte war ein Edelmann aus Auvergne gewesen, und zur Ehre der medicinischen Fakultäten in Spanien, an seinen Aerzten gestorben. Seine Krankheit war chronischer Art *) und sechs Monate lang ward er von seinen Aerzten mit der kühlenden Methode behandelt. Da sie nun sahen, daß mit dieser nichts auszurichten war, schlugen sie für andere sechs Monate die hitzende ein, und durch diese gelang es ihnen endlich, den Kranken zu Grabe tragen zu lassen. Der Autor sah seinen Paradesarg. Dieser war nach Landessitte von aussen mit Karmesinrothem Sammet beschlagen,

*) Vermuthlich eine veraltete Lustseuche, zu der damals in Spanien zu kommen leicht gewesen seyn mag, weil der Liquor des Guilbert de Preval noch nicht erfunden war. F. A. W.

welcher an allen Näthen mit einer goldnen Borte besetzt war. Andere vornehme Leichen hatten auch statt Sammet damals Atlas, und statt der goldnen Borte eine silberne.

Signor **Encontri**, ein Geistlicher, war dazumal Gesandter des Großherzogs von Florenz am spanischen Hof und unser Autor hatte ebenfalls Gelegenheit, Bekanntschaft mit ihm zu machen. Sein Aeusserliches war angenehm und seine Unterhaltung nicht schwerfällig. Der Autor war mit seinem Bruder schon am Hof zu Florenz bekannt worden, und hatte von diesem ein Empfehlungsschreiben an jenen bekommen, welches er kurz nach seiner Ankunft in Madrid übergab. An ihm bemerkte der Autor, wie schwer es für jemand, der die italiänische und spanische Sprache zugleich sprechen kann, fällt, beyde Sprachen im Reden nicht mit einander zu vermischen. Denn auch dieser Italiäner hatte in Madrid seine Muttersprache zur Hälfte verlernt. Das besondere Staatsinteresse des damaligen Großherzogs machte ihm nothwendig, einen Gesandten in Madrid zu

unterhalten; denn der König von Spanien war zu jener Zeit Besitzer der Insel Elba, und der besten Seeplätze im Großherzogthum; auch war der Großherzog zu Hülfstruppen von 6000 Mann und zu einigen Vasallendiensten verpflichtet. Encontri war ein Mann, der seinen Posten sehr wohl verstand und von einem feinen und durchdringenden Verstand. Diese Eigenschaften gab er insonderheit zu erkennen, als die Genueser zum Nachtheil des Großherzogs mit dem König von Spanien um die Ueberlassung von Pontremoli traktirten. Encontri verhieb ihnen den Weg so vortreflich, daß sich der Traktat nicht allein zerschlug, sondern auch sein Herr Besitzer von Pontremoli wurde. Zur Erkenntlichkeit schickte der Großherzog ein Pferd von gediegenem Golde, nach Madrid, welches vermuthlich größer war, als ein hölzernes von Nürnberg, und weiland war gegossen worden, um es Heinrich dem vierten oder Ludwig dem dreyzehnten gelegenheitlich zu verehren, und wovon man die Königsbildsäule dieser beyden abnahm, damit die von Philipp dem vierten könnte darauf gesetzt werden. Dies Kunstwerk wurde von Encontri

dem Don Luis de Haro überreicht, der es im Namen seines Königs mit großem Vergnügen annahm, und versicherte, es werde für denselben ein vortrefliches Cabinetstück seyn. Man sagte dem Autor, daß es wirklich dieser Bestimmung gemäß aufgestellt worden.

Signor Quirini, Gesandter der Republik Venedig, war der dritte auswärtige Staatsmann, den unser Autor in Madrid kennen lernte. Er war von Person sehr ansehnlich, und flößte beym ersten Anblick schon Ehrfurcht ein. Diese Ehrfurcht wußte er durch seine grossen Kenntnisse, und seinen dadurch nicht verdorbenen gesunden Menschenverstand und reifen Witz vortreflich zu unterhalten. Quirini war gereißt und hatte sich auch, obschon nur als Privatmann, beym Friedenscongresse zu Münster befunden. In Holland war er, wie zu Hause, und unterhielt unsern Autor davon auf die interessanteste Weise. Nicht minder zeigte er gründliche Staatskenntnisse, da er von dem so eben geendigten Krieg der Holländer mit Cromwell sprach. Er

er-

erklärte auch unserm Autor, warum die Republik Venedig, welche doch, ehe Heinrich der vierte den ihm von der Ligue streitig gemachten Thron besaß, Gesandten an ihn geschickt hatte, zauderte, Gesandte in die vereinigten Niederlande gehen zu lassen, als sie das spanische Joch abgeworfen hatten, und sich nicht minder besann, an den neuen König von Portugal, wie auch an Lord Protektor welche zu senden. Ein hoch- und wohl-weiser edelfest- und fürsichtiger Senat von Venedig that nemlich nicht gern eine Sache, die man möchte nachher zu bereuen haben, und ob es ihn schon dünkte, der König von Portugal und Oliver Cromwell hätten ganz schnell ihre Sachen auf bessern Fuß gesetzt, als die Generalstaaten, meinte er doch, man müsse abwarten, ob diese neuen Regierungen auch zu einer Consistenz gelangten. Denn (wie sich Signor Quirini freylich etwas seltsam gegen unsern Autor ausdrückte) die Republik wollte nicht einem Pilze, der über Nacht aufgeschossen wäre und vielleicht des andern Morgens schon verwelkt seyn könnte, ihr Kompliment machen lassen. Der Macht des Königs von Spanien traute zwar dieser edle Ve-

nezianer die Wiedereroberung von Portugal nicht zu, allein er fand es nach damaligen Conjunkturen wahrscheinlich, daß zu Gunsten Spaniens in Portugal und zu Gunsten Karls in England eine Art von politischer Ebbe und Flut entstehen könnte, wodurch alles wieder dahin zurückgeführt werde, von wo es weggekommen war, und die damals entdeckten grossen Verschwörungen in England und Portugal dienten nicht wenig, ihn in seiner Meynung zu bestärken.

Uns Teutsche mag vorzüglich interessiren, was der Autor von dem damaligen kaiserlichen Gesandten in Madrid, dem Grafen Lambert sagt, welcher auf den Grafen Gran folgte. In Madrid lernte ihn der Autor nicht kennen, sondern erst in Antwerpen. Er war ein Mann von gutem Wuchs, magern Angesicht und nicht besonders bedeutender Mine, und in seinem Betragen fand sich alle die Biegsamkeit, welche für einen Gesandten am spanischen Hofe damals nöthig war. Sein Vorgänger war in diesem letzten Punkt das Gegentheil von ihm; denn er war ein

kühner Geist, wurde in Madrid mehr gefürchtet, als geliebt, sagte dem König die Wahrheit mit dürren Texteswörten, gieng oft über die Kompetenz seines Amtes hinaus, und spottete öffentlich des königlichen Befehls, nicht mit Sechsen zu fahren. Und als ihm einst darüber sollte im Namen des Königs Vorstellung gethan werden, wußte er durch seinen Zorn die Sprecher sogleich zum Schweigen zu bringen. Die Gemahlinn des Grafen Lambert war eine Gräfinn von Wallerstein, deren Namen unser Autor in Walstlein ballhornisirte. Sie war eine gute Gattinn und fruchtbare Mutter, und kam nicht mit einer Amancebada in Collision.

Auch der König von Dänemark unterhielt damals einen Gesandten am spanischen Hof, den aber der Autor nicht persönlich kannte. Der gemeine Pöbel schimpfte ihn einen Luterano, und der König selbst war ihm, wegen einer einsmals zwischen ihnen entstandenen Religionsdispüte, nicht allzugewogen. Daher dann dieser Gesandte weder bey Hof noch sonst im Publikum viel zu

erscheinen pflegte. Unser Autor hielt seine Geschäfte mehr für mercantilisch als politisch, und sagt, er habe damals nur auf seinen Reisepaß gewartet, um über Frankreich die Rückreise zu machen.

Damals war auch ein Darmstädtischer Gesandter (nicht Envoyé d'Armstad, wie unser unteutscher Autor schreibt) auf seiner Abreise begriffen. Er hatte am spanischen Hofe rückständige traktatenmässige Pensionsgelder für den Landgrafen einzutreiben, und ward endlich mit Assignationen bezahlt, von denen unser Autor erfuhr, daß sie eben nicht von großem Werth waren, und das Sprichwort: mit spanischer Münze bezahlen, sehr gut erläutern konnten. Baar empfieng er nichts, als eine Ayuda de costa, vermuthlich, weil man in Spanien besorgte, zuviel Gold und Silber würde ihm die Reise bey damaligen Kriegszeiten unsicher machen.

Der damalige päbstliche Nuntius, der durch Signor Massimi sollte abgelößt werden, war

ebenfalls in seiner Abfahrt begriffen. Warum aber seine Reise nicht schnell vor sich gieng, daran war schuld, daß der König von Spanien erwähnten Massimi beym Abtritt im Königreich Valenzia hatte anhalten lassen, und ihm die Fortsetzung der Reise so lang untersagte, bis eine Zwistigkeit zwischen Pabst Leo dem z.henten und dem König, die damals obwaltete, beygelegt wäre. Dies Mißverständnis entsprang daraus, daß die dreyfache Tiare, erwähnten Nachfolger des vorigen Nuntius nach Spanien abschickte, ohne vorher den Hof mit einer Nachricht zu begrüssen. In Frankreich war einmal das nemliche geschehen, und der Nuntius mußte sich dort gefallen lassen, in der Provence angehalten zu werden. Zudem war Massimi mit Aufträgen wegen Portugal beladen, die seiner kotholischen Majestät, nicht katholisch genug dünkten.

Nachdem Massimi eine geraume Zeit genöthiget war, als Privatmann in Valenzia zu verweilen, hoben sich diese Schwierigkeiten, und er

durfte als Nuntius in Madrid eintreffen. Er kam kurz vor dem Fronleichnamsfeste an, das er durch ein Gitter mit ansah. Sein Vorgänger, dem es nicht lieb war, von einer so lukrativen Stelle abgerufen zu werden, funktionirte aber zum letztenmal an diesem Feste, indem er den König bey der Prozession begleitete.

Seine historische Bildergalerie beschließt unser Autor mit dem Portrait Margarethens von Savoyen, der Herzogin von Mantua, welche damals auch Madrid verließ, um ihre vom König im Mayländischen angewiesene Apanage zu beziehen. Diese Prinzessinn war die Tochter Karl Immanuels Herzogs von Savoyen und einer spanischen Infantinn. Sie war mit Ferdinand dem letzten Herzog von Mantua, vermählt. Eine einzige Tochter war die Frucht ihrer Ehe, die noch bey Lebzeiten Ferdinands an den Duc de Bethel, Sohn des Herzogs von Nevers, als nächsten Erben auf Mantua vermählt wurde, um dadurch die dereinstige Erbschaft nochmehr zu

befestigen. Da aber Spanien entschlossen war, diese Erbschaft streitig zu machen, und Margaretha mehr spanisch als französisch gesinnt war, nahm sie gegen ihre eigene Tochter die Parthie des Erzhauses Oesterreich. Der Erfolg dieser Sache ist aus der Geschichte bekannt, daher schweige ich, so wie unser Autor davon, und melde nur mit ihm, wie wohl Margaretha bey der Reise nach Madrid bey Hofe aufgenommen wurde, und daß sie bey der ihr vertrauten Ehrenstelle eine Vicekönigin von Portugal sich als ein Muster von Staatsklugheit bewies. So gut aber ihre Rathschläge und Maasnehmungen waren, machte doch der Hochmuth und Geitz der ihr von Graf Olivarez aus seinen Kreaturen zugegebenen Minister, daß sie schlecht befolgt wurden und diese vortrefliche Prinzessinn es nicht hindern konnte, daß das Volk in Verzweiflung gerieth, die Grossen mismüthig, und die Geistlichen verdrüßlich wurden, daß mit einem Worte, aus dem übeln Betragen jener Minister, der Anlaß für die Portugiesen entstand, die Waffen zu ergreifen, und sich unabhängig von Spanien zu machen. Sie schrieb sehr fleißig an den König und an

Olivarez, um ihnen die Ausschweifungen jener schlimmen Staatsdiener und die übeln Folgen derselben unter Augen zu stellen; aber Olivarez sagte immer, es sey nur Weibergeschwätze, und dies alles seyen blos Kleinigkeiten, man müsse dem von ihm gesetzten Minister mehr, als Margarethens Briefen glauben u. s. w. Als nachher die Trennung von Portugal erfolgte, und sie nach einer kurzen Verbannung vom Madrider Hof, wieder mit dem König sprechen durfte, trug sie das ihrige redlich bey, den Grafen Olivarez zu stürzen. Von dort an lebte sie auf königliche Kosten in Madrid und erreichte ein hohes Alter. Noch in diesem wurde sie in das Mayländische versandt, unter dem Vorwande, ihre Gebeine dereinst der vaterländischen Erde vertrauen zu können, eigentlich aber, um ihren Neffen, den Herzog von Savoyen von dem Bündnis mit Frankreich abzuziehen, und ihren Tochtermann dem spanischen Staatsinteresse getreu zu erhalten, welches er seit der Einnahme von Casale zu Herzen genommen hatte, wovon man aber fürchtete, daß er sich wieder entfernen möchte, weil er durch seine Geburt und seine Güter sehr mit Frankreich in Verbindung stand.

Um meinem Plane, welcher die Verbindung gleichartiger von unserm Autor getrennter Materien ist, getreu zu bleiben, vereinige ich jetzt alles, was er (K. 24. 33.) von spanischer Litteratur, oder vielmehr dem, was zu seiner Zeit das neueste davon war, geschrieben hat.

Der erste Autor, womit er uns bekannt macht, ist Dom Filippo Antonio Alosa, Ritter des Calatravaordens, königlicher Rath, wie auch königlicher Sekretär beym heiligen Officium. Der zweyte ist Joseph Puxol (ausgesprochen: Puschol) ein damals im Dienste seines Vaterlandes gewesener Officier. Der dritte Lorenzo Gracian Infanzon *) und der vierte Don Vin-

*) Ich besitze eine splendide Ausgabe von den Werken dieses vorzüglichen Schriftstellers unter den spanischen Prosaikern, die 1669 zu Antwerpen in zwey Quartbänden erschienen ist, und mir ein andermal Gelegenheit schaffen wird, die Leser mit etwas mehr, als dem magern Raisonnement unsers Reisenden von diesem Autor zu unterhalten. Für jetzt begnüge ich mich, nur durch Beschreibung meines Exemplars einen kleinen Beytrag zur spanischen Bibliographie

cencio Juan Castanosa ein Busenfreund des dritten, und Herausgeber von einigen seiner Werke.

---

zu liefern. Das Papier, worauf es gedruckt ist, findet sich besser und schöner, als es bey Büchern von jenem Zeitalter gemeiniglich angetroffen wird, und auf Satz und Korrektur ist ein vorzüglicher Fleiß verwendet. Der Titel dieses Werks selbst lautet: Obras de Lorenzo, Gracian, dividdiddas en dos tomos, en el primero contiene El Criticon, tratando en la primera Parte de la Ninnez, y juventud: en la Segunda de la Varonil Edad: y en la terzera de la Vejez.

El Discreto.

El Politico Fernando el Catholico.

El Heroe.

En el Segundo

La Agudeza y Arte de ingenio.

Oraculo manual y arte de Prudencia.

En el fin annadrinos

El Comulgatorio de varias Medataciones de la sagrada Comunion, por el P. Baltazar Gracian.

Die Schrift des ersten von diesen vier Autoren war politischen Inhalts, und bezog sich auf die

---

Das Titelkupfer ist von Quelin gezeichnet, und von Clouwet gestochen, beydes nicht zur Unehre der Künstler. Es enthält sieben allegorische Figuren, nemlich fünf weibliche und zwey männliche. Die männlichen sind ein leicht gekleideter Knabe mit einer Sanduhr in der einen und einem Blumenstraus in der andern Hand, welche Figur auf den ersten Theil des Criticon anspielt; und dann ein Held in römischer Kriegsrüstung, als Anspielung auf den Heroe, oder letzten Aufsatz im ersten Tom. Unter den vier weiblichen Figuren, haben die zwey, welche die Göttinn der Weisheit (als Anspielung auf das oraculo manual) und das hohe Alter (als Anspielung auf den dritten Theil des Criticon) vorstellen, nichts besonder schönes an sich, die drey andern aber sind so liebreizend, daß man sie für Ideale, die sich der Kupferstecher aus fleißiger Betrachtung seiner Amancebadas abstrahirte, halten darf. Die eine davon ist im Vordergrund des Gemähldes sitzend zwischen dem Knaben und dem sich die Hände mit einem Kohlenbecken wärmenden alten

damaligen Zeitumstände. Alosa stellte nemlich

Weibe vorgestellt. Ihre linke Brust ist blos, ihr Gewand in griechischem Costume, ihr Blick nach dem Knaben hin voll mütterlicher Zärtlichkeit. In der einen Hand hält sie eine reife Traube und in der andern eine Sanduhr, um damit auf den zweyten Theil des Criticon anzuspielen, welcher von den reifern Jahren des menschlichen Lebens handelt. Die andere steht im Mittelgrund neben dem Helden, und lehnt sich mit der rechten Hand auf einen Denkstein, in welchem der Titel von den sämmtlichen Werken des Autors eingegraben ist. Damit Abwechslung in den Figuren ist, hat dieser der Mahler die rechte Brust entblößt, und ihr eine ungleich jungfräulichere Form gegeben, als der linken von jener. In der linken Hand hält diese Person eine Wage und blickt nach der Göttinn der Weisheit hinüber. Mit diesem Theil des Bildes sollte vermuthlich auf die Abhandlung el Discreto gedeutet werden. Die dritte weibliche Figur scheint im Artickel von Busen nichts erhebliches aufweisen zu dürfen, und ist um deswillen bis an den Hals herauf in ihr griechisches Gewand eingekleidet, von Gesicht aber ungleich

die dringenden Bedürfnisse vor, in welchen sich

---

sch'ner, als die beyden andern gebildet. In der rechten Hand führt sie ein Senkbley an einem Faden, und die linke ist in der Aktion einer mit Nachdruck sprechenden Person erhoben. Vermuthlich soll sie die Staatskunst bedeuten, warum aber neben ihr ein Kameel stehet, ist mir schwer einzusehen; es müßte dann seyn, anzudeuten, daß der wahre Staatsmann eben so sehr in moralischem Sinne ein Lastträger seyn müsse, als das Kameel im phisischen. Den Hintergrund des Gemähldes füllt die Abbildung einer Nische aus, in welcher sich der Held und die Figur mit dem jungfräulichen Busen befinden, so wie an den beyden Strebmauern davon, Pallas und die Staatskunst mit dem Senkbley. Des Steins in der Mitte ist schon gedacht.

Das Criticon nennt unser Reisender oben mit Recht so ein Ding, wie das Satyricon Euphormionis von dem bekannten Barclay. Es ist sein erster Theil dem Dom Pablo de Parada, vom Christorden, General der Artillerie und Commandant der Festung Tortosa in einer kurzen und nicht allzu affektirt lobenden Dedikation zugeschrieben. In der kur-

Spanien zu jener Zeit befand, und ermahnte die

---

zen Vorrede sagt Gracian, er habe sich in diesem Werk bemüht, die Trockenheit der Philosophie durch Einstreuungen aus dem Fache der schönen Wissenschaften zu mildern, und um deswillen von dem stechenden der Satyre sowohl, als dem angenehmen der epischen Dichtkunst Gebrauch gemacht. Zugleich nennt er den Homer, Aesop, Seneka, Lucian, Apulejus, Plutarch, Heliodor, Ariost, Boccalini und Barclay als von ihm benutzte Schriftsteller. Meiner Meynung nach könnte man das ganze Werk ein Lehrgedicht in Prosa nennen, da sich die Schreibart fast immer zur Poesie erhebt, und fast in jedem Abschnitt des Werks eine Fiction zum Grunde liegt, die nicht allzu merklich zum Plan des Ganzen gehört, sondern auch jeden Abschnitt als ein besonders Gedicht anzusehen Gelegenheit giebt.

Der zweyte Theil des Criticon ist dem Don Juan d'Austria zugeschrieben, und zwar in einer schwulstigen Zuschrift, daß man sich unmöglich enthalten kann, dabey an den Blitz, Donner und Hagel der Asiatischen Banise zu gedenken. Nach dieser Zuschrift folgt eine sogenannte Censura critica dieses zweyten

Geistlichkeit, durch einen freywilligen Beytrag

Theils von Joseph Longo in Zaragoca, die er ums Jahr 1653 niederschrieb, und weiter nichts ist, als ein Lob des Buches voll Bombast und Phöbus. Der klügste Gedanke steht am Ende lateinisch, und lautet: nihil non laudabile vidi, & omnia, quæ legi, redolent leporem & gratiam. Gleich dem ersten Theil hat auch dieser dreyzehen Abschnitte, oder Crisis, wie der Autor sie nennt, und in der Art der poetischen Einkleidung des Vortrages ist er dem ersten gleich.

Der dritte Theil ist dem Doktor Lorenzo Francos de Uritigoyti, Dechanten an der Hauptkirche von Siguenza, in einer langen und minder schwülstigen Zuschrift zugeeignet, auf welche eine nicht zu kleine Vorrede an den Leser folgt. Dieser Theil hat nur zwölf Abschnitte, von denen sich im Allgemeinen eben das sagen läßt, was von den Abschnitten der vorigen Theile ist gesagt worden.

die Lasten des Staats tragen und erleichtern zu helfen.

Der Discreto, oder das zweyte Werk von Gracian wurde ums Jahr 1647 zum erstenmal von Don Vincencio Juan de Lastanosa herausgegeben. Er ist ein Mischmasch von allerley kurzen Aufsätzen in Form von Briefen, Reden, Abhandlungen, Satyren, Lobschriften, Erzählungen, Problemen mit Auflösungen und Dialogen u. s. w. und behandelt gemeinnützige Gegenstände aus der Philosophie des menschlichen Lebens. Der Discreto des Gracian ist ungefähr ein Ideal, wie der Weise der Sekte der Stoicker, und die Darstellung desselben giebt ihm Gelegenheit zu mancher praktischen Bemerkung und Einschärfung guter Lebensregeln.

Der gleichfalls von Lastanosa herausgegebne D. Fernando el catholico ist dem Herzog von Nochera zugeschrieben. Der Aufsatz ist eine Art von Parallele zwischen Ferdinand und den Helden und Regenten des Alterthums, die natürlicher Weise ganz zum Vortheil des erstern ausfallen muß.

helfen. Er gieng, um die Dürftigkeit des König-

Der Heroe ist dem apostolischen Erzzeugen und Doktor beyder Rechte Don Juan Bavtista Brescya, durch den Herausgeber Pedro de Quesada höflichst zu Füssen gelegt. Die Vorrede ist ungefähr wie die vom Criticon, nemlich sie deutet mit kurzen Worten die Absicht des Werkes an, und gedenkt der alten Schriftsteller, deren sich der Verfasser dabey bedienet hat. Das Werk selbst besteht aus lauter Aphorismen.

Das Titelkupfer des zweyten Theils ist, die Bemerkung der zweyten Zahl auf dem Denkstein ausgenommen, dem vom ersten Theil völlig gleich, und scheint nur eine aufgestochene Platte zu seyn. Es enthält dieser Theil, wie schon gedacht, die Agudeza y arte de ingenio, ein Werk, welches anfänglich nur eine Art von Vademekum für Leute war, die damit ihr Brod verdienen müssen, daß sie witzige Dinge schwatzen. Dieser Traktat hatte das Glück, drey Auflagen zu erleben, zum deutlichen Beweis, wie sehr man damals in Spanien nach Witz schnappte, und wie selten

reichs zu zeigen, bis in die Zeit Philipp des

---

die Leute waren, die ihren Witz aus sich selbst nehmen konnten. Bey der dritten Auflage vermehrte aber endlich der Autor das Buch mit einer Art von spanischer Rhetorik, wie etwan Fundamenta stili cultioris, und mit mancherley Litterarnotizen und Kritiken alter und neuer Schriftsteller. Doktor Don Manuel de Salinas y Licana, Canonicus an der Cathedralkirche zu Huesca that auch metrische Uebersetzungen der angeführten Sinngedichte Martial's hinzu. Folgendes mag Probe dieser Uebersetzung seyn.

Petit Gemellus nuptias Maronillæ
Et cupit, & instat, & precatur & donat.
Adeone pulchra est? immo fœdius nihil est.
Quid ergo in illa petitur & placet? *tussit.*

zweyten zurück, als welcher genöthiget war,

Salinas übersetzt:

Fide Gemelló y desea
Con Maronila casa,
Nunca cessa de roga,
Insta, ofrece, galantea.
Que es tan linda? antes es fea
Ni mas vieja otra muger,
Ni mas Suzia puede aver,
Pues en ella que le agra da?
Yo en ella no veo nada
De bueno, Sino el toser.

Minder als dies hat er folgendes Epigramm gewässert.

Munera qui tibi dat locupleti, Gaure, Senique
Si sapis & sentis, *hic tibi ait, morere.*

beynahe alle seine Einkünfte zu verpfänden, damit

Viejo y rico tan de veras
Quien hadado en regalarte,
El quiere Gauro heredarte
Y te dize que te mueras.

Das Oraculo manual y arte de Prudencia ist das zweyte Werk in diesem Band, und 1653 zum erstenmal gedruckt worden. Castanosa, der Herausgeber, hat es Don Luis de Haro dedicirt, und vermuthlich mehr Honorarium bekommen, als mancher teutsche de Haro in dergleichen Fällen zu geben pflegt. Es ist eine Art von Chrestomathie aus den übrigen Schriften von Gracian zusammengezogen.

Das Comulgatorio, oder Communionbüchlein vom Jesuiten Baldazar Gracian macht den Beschlus, und ist der Donne Elvira Ponce de Leon, Marggräfinn von Valdueza und Oberkammerfrau der Königinn von Spanien dedicirt, deren Kaplan jener fromme Jesuite war. Um zu wissen,

er der Ligue beystehen und das Escorial bauen

---

in wie ferne sich das spanische Communionbüchlein unsern gewöhnlichen teutschen nähert, oder sich davon entfernt, will ich die Titel von einigen Communionandachten übersetzt anfügen. 1. And. Von der Fülle der Gnade, womit die Mutter Gottes vorläufige Nachricht von der Einwohnung des ewigen Wortes bekam. Erstes Muster einer vollkommenen Communion. 2. And. Die Aufführung des verlohrnen Sohns, auf die Communion angewendet. 3. And. Man soll mit dem Sinn und Herzen des Hauptmanns von Capernaum die Communion besuchen. 4. And. Man soll mit dem Glauben des cananäischen Weibleins communicieren. 5. And. Das Manna in der Wüsten, als ein Vorbild des hochheiligen Sakraments, und andächtige Betrachtung des Fleißes, womit das Manna gesammelt werden mußte, des Wohlschmacks, womit es sich essen ließ, und der Sorgfallt, womit es mußte aufbewahret werden. 6. And. Man muß die Communion mit der Andacht des Zachäus auf dem Maulbeerbaum besuchen. 7. And. Man muß zur Communion den Glauben des blutflüßigen Weibes mitbringen, welche den

konnte. Unter seinem Sohn Philipp dem dritten

Saum vom Kleid Christi berührte. 8. And. Von der Einführung der Bundeslade in das Haus des Obed Edom, und wie er dadurch mit Segen überhäuft worden. 9. And. Man muß die Communion mit der Bußfertigkeit des heil. Petrus halten. 10. And. Man muß den Herrn empfangen mit dem Fleiß der Martha und der Finesse der Maria. (las Fineças de Maria sind der Urschrift eigne Worte.) 11. And. Der Schmaus, den Joseph seinen Brüdern gab. 13. And. Von dem prächtigen Bau des Tempels Salomonis, und dessen feyerlicher Einweihung, mit einer Anwendung auf die Communion. 15. And. Man muß mit der Ehrerbiethung der Seraphim vor dem Throne Gottes communicieren. 18. And. Man muß den Herrn in allen drey Säälen empfangen, woraus unsre Seele besteht. 20. And. Vergleichung der Communion mit dem todten Löwen Simsons. 22. And. Das verlohrne, wiedergefundene, und mit Himmelbrod gespeißte Schäflein. 23. And. Der Spruch des lahmen Mephiboseth, als er zum König geladen ward, auf die Communion angewendet. 26. And.

nahmen die Ausgaben des Staats mehr zu, als ab.

Das Betragen des Königs Ahasverus gegen die Esther, auf die Communion angewendet. 36. And. Das Betragen der Hochzeitleute zu Cana mit Anwendung auf die Communion. 39. And. Man muß den Herrn im Triumph mit Palmzweigen begleiten. 45. And. Man muß den Herrn empfangen als König, als Bräutigam, als Arzt, als Capitän, (Capitan in der Urschrift) als Schuldenzähler, Hirten und Meister. 47. And. Man muß an allen Festtägen des Herrn communicieren. 48. And. Desgleichen auch an allen Feyertägen der Heiligen. 50. And. Man muß das Sakrament als eine Wegzehrung brauchen.

Lesern aus der theologischen Fakultät insonderheit bleibt es vorbehalten, aus dieser Consignation der Titel den Werth dieses spanischen Communionbuchs zu bestimmen; denn ich bin ein viel zu einfältiger Laye, um mich zu unterfangen, über Gegenstände ein Urtheil niederzuschreiben, die meinem Verstand zu hoch sind.

Daran waren die Feldzüge in Italien und Flandern, wie auch die Verlegung des Hoflagers in Valladolid nach Madrid, nicht minder die Sustentation der Prinzen von Savoyen und die Aufnahme englischer und französischer Gesandten schuld. Und was nach des Alosa Bemerkung den Staat noch mehr schwächte und in ein größeres Verderben stürzte, war die Subida de la Mone da de Vellon, oder Erhöhung der Kupfermünze, von der Saavedra, ein andrer nicht unbekannter spanischer Autor sagt, sie habe dem Königreich mehr Schaden gethan, als wenn es alle afrikanischen Schlangen und Ungeheuer miteinander angegriffen hätten. Alosa zeigt, daß, als Philipp der dritte auf

---

Ein andermal werde ich Gelegenheit haben, die Leser auch mit einem spanischen Gebethbuch bekannt zu machen, welches den Titel führt: Der Schaafstall und Pferch des guten Hirten u. s. w.

F. A. W.

den zweyten dieses Namens folgte, das Königreich so arm wurde, daß sein Widerstand gegen so viele zugleich aufgetrettene Feinde beynahe ein Wunder zu heißen verdient und schließt, daß nach so viel überstandenen Angriffen es endlich in die Gefahr gerathe, sich nicht mehr vertheidigen zu können, wenn nicht Maasregeln zu einem schleunigen Beystand getroffen würden. Höchst unschicklich sey es, neue Auflagen zu erfinden, oder die alten zu vergrößern, weil sich die taxirten Einwohner des Königreichs im Stand eines allgemeinen Unvermögens zur Zahlung der Taxen befänden.

Dies als Grundsätze vorausgesetzt erweist Alosa, daß man sich an niemand, als an die Geistlichkeit wenden könne. Dieser Stand habe nie Mangel an Gelegenheiten zu aller Art von Erwerb gehabt, sey nie in den Fall gekommen, etwas veräussern zu müssen, habe beynahe gar keine bürgerlichen Lasten zu tragen, und besitze die vornehmsten Reichthümer im Staat. Ein gelehrterer Schriftsteller, als er, werde den Beweis führen, daß der König berechtigt sey,

ihn zu Beyträgen an Geld in einem dringenden Fall zu nöthigen, er, Alosa, begnüge sich nur durch seine Schrift die Geistlichkeit zu einem freywilligen Antheil an den Ausgaben des Staats zu ermuntern. In dieser Absicht zeigt er zuerst, daß diese Beysteuer auch den Geistlichen selbst nützlich seyn werde: denn wenn der König fortfahren müsse, durch alle Arten harter Behandlung von dem weltlichen Stand sein Bischen übriges Geld heraus zu pressen, so würden die weltlichen Unterthanen genöthigt seyn, den Feldbau liegen zu lassen und aus dem Königreich zu entweichen. Dadurch würden auch die Einkünfte der Geistlichen aufhören, die alle aus den Händen der weltlichen Unterthanen durch Zehnden, Procente, und andere festgesetzte Einnahmen, wie auch aus den Verpachtungen der Klostergüter und aus den Gefällen der eigenen Güter der Weltleute gezogen würden.

Von da geht er auf den Punkt über, daß die Geistlichkeit einen solchen freywilligen Beytrag vorzüglich seiner katholischen Majestät schuldig sey,

als welche vornemlich das Wohl der Kirche vor Augen habe, die nur die Mittel zur Fortsetzung des Krieges verlange, um einen Frieden zu gewinnen, und die jene Mittel nur aus denjenigen Händen erwarte, denen sie dieselben verschaft habe. Denn hauptsächlich erwarte man oftererwähnten Beytrag von solchen, die durch das Patronatrecht des Königs zu Beneficien ernennt und eingesetzt worden, und diese könnten ihn auch liefern, ohne sich wehe zu thun, wenn sie sich entschliessen wollten, ihren Luxus im Hausrath, Silbergeschirr, und Bedienten einzuschränken, und überzeugt zu seyn, daß es eine viel edlere Art sey, ihren Wohlstand durch Unterstützung des Reichs zu zeigen, als zur Zeit seiner Bedrängnis mit Ostentation und Pomp das Publikum zum Misvergnügen zu reitzen. Und nun fährt er fort, der König werde, um der Geistlichkeit diesen Beytrag mit besserm Erfolg abzufordern, wohl thun, wenn er sich hiezu eines Staatsministers bediene, von dem die Geistlichen einigermassen ihre Beneficien besässen, und von ihm Beförderungen zu hoffen hätten, wenn er Gelegenheit habe, dem König von ihrer Freygebigkeit und

der Schnelligkeit in der Ausübung derselben, einen guten Bericht zu erstatten. Da, wie er hinzufügt, sie ihre Würden diesem Minister zu verdanken haben, würden sie den Vorwurf der Undankbarkeit fürchten müssen, wenn sie ihm dergleichen Beyträge verweigerten, und da sie Hoffnung hätten, durch den Minister zu noch einträglichern Stellen zu gelangen, werde ihre Freygebigkeit nur um desto grösser ausfallen; und damit endlich in der Sache durch keine zögernde Berathschlagungen Zeit verlohren werde, sey es besser, statt sich an die versammelten Kapitel, Convente und Dechaneyen zu wenden, einen jeden Geistlichen besonders vorzunehmen, und diejenigen genau zu bemerken, die am bereitwilligsten zu dieser Unterstützung des Staats gewesen seyen. Denn dieser letztere Umstand könne mit der Zeit zu einem Titel von vorzüglichern Begnadigungen gebraucht werden. Durch diese Art einer Reichscollekte glaubt Alosa, würde der König in kurzem eine beträchtliche Summe aufbringen, womit er seine halbhungersterbende Armee wieder ausfüttern, auch seinen andern aus gleichem Grund in die äusserste Unordnung gerathenen Angelegenheiten wieder aufhelfen könne.

Die Schrift des Kapitán Purol war gleichfalls ein politisches Projekt, como el Rey assistiendo todos, se pueda lograr el hazur mejor la Guerra (wie nemlich der König durch eine Unterstützung seiner sämmtlichen Unterthanen gewinnen und den Krieg besser fortführen könne.) Wer den Verfasser dieser an den König selbst gerichteten Abhandlung nicht kannte, gestand, daß er ein Mann von guten Einsichten sey; wer ihn aber kannte, hatte Vorurtheil gegen die Schrift, weil ihr Verfasser nicht von hohem Adel und großem Vermögen war, gleichsam als wenn das Sprichwort & aliquando etiam olitor opportuna locutus kein wahres Wort wäre, oder eine Arzney nichts taugte, weil sie kein baronisirter Arzt verschrieben hat. Unser Reisender protestirt feyerlich, daß er nicht unter solche Idioten gehöre, und sucht es durch eine Darlegung des Inhalts der Schrift von Purol näher zu zeigen. Dieser Verfasser zeigte anfänglich auf die umständlichste Weise, daß die Einkünfte, welche der König aus beyden Castilien und aus Indien ziehe, nur überhaupt 18 Millionen an Geld ausmachten, und daß Philipp der vierte bey seiner Thronbesteigung

nur 8, 274000 Thaler freye Einkünfte vorgefunden habe. Diese hätte man sogleich den Assentisten oder Generalpächtern verpfänden müssen, um Subsidien gegen die Krone Frankreich zu bekommen; und noch weit mehr habe in den letzt verflossenen Jahren veräussert werden müssen, um die katalonische Unruhen zu dämpfen, den Aufruhr in beyden Sicilien zu stillen, das Mayländische zu vertheidigen, Portolongone und Piombino wieder zu erobern, wie auch eine Menge von Plätzen in Flandern zu erkämpfen, und den Fürsten beyzustehen, die Spaniens Parthie in den Revolutionen in Frankreich genommen hatten. Aus diesen Prämissen zieht der Kapitän den Schluß, daß der König kein ander Mittel habe, sich aus seinen Verlegenheiten zu ziehen, als eine höchst sparsame und genau regulirte Haushaltung. Die Mittel dazu, welche er angiebt, zeigen, nach unsers Reisenden Bemerkung, wie übel damals die öffentliche Einkünfte verwaltet wurden.

Erstlich, sagt der Kapitän, sey nicht bloß die Verpfändung der öffentlichen vornehmsten Einkünfte

an die Darleiher des Königs Ursache an der Unmöglichkeit, der Armee den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, sondern noch mehr sey dies der ungeheure Raub, welchen eine Menge von Steuerbeamten und Bedienten bey Hebung jener Einkünfte an denselben begiengen. Der König habe das größte Recht gehabt, sich a las cortes (bey der Versammlung der Landsstände) zu beklagen, daß von zehen Millionen, die ihm beyde Castilien liefern sollten, er nur vierthalben bekäme, und die übrigen sechstehalben in den Händen von mehr als zehentausend Schatzmeistern, Rentschreibern und Einnehmern kleben blieben, die von dem Plündern des Königs und seines Reiches sehr gemächlich zu leben wüßten.

Zweytens wünscht dieser Schriftsteller, man möchte unter den Assentisten oder Pachtern sowohl von alter als neuer Zeit, einen Unterschied machen, zwischen denen, welche ehrliche Kontrakte gemacht, und denen welche die Zeitumstände boshafterweise benutzt und dem bedrängten König

seine Gefälle mit List abgeschwatzt und um einen Schandpreis abgekauft haben. Jene recht gut zu behandeln hält er für gerecht, diese aber sollte man seiner Meynung nach nicht anders ansehen, als wie Wucherer und Diebe oder wie Schwärmer, die viel ausgeben können, wenn sie wohl ausgedrückt werden. Und ausdrücken sollte man sie so fleissig, als man könnte. Was Belohnungen betrift, so findet er drittens, daß es billig sey, auch wenn der Staat nicht reich wäre, die treuen Diener desselben zu belohnen, aber um deswillen müße der König nicht immer in die Börse greifen und freygebig seyn, wenn er das Vermögen dazu nicht habe. Er räth dem König, daß, weil eine hohe Geburt nicht immer die Quelle grosser Thaten sey, und die Kinder selten den Geist und die Tugenden ihrer Väter erbten, der König die 491 Commanderien, welche die acht spanischen Ritterorden miteinander besässen, und mehr, als eine Million eintrügen, nicht ferner gewissen Familien sollte erblich seyn lassen, und anstatt sie aus Gnaden meist an unnütze und unwürdige Subjekte zu verschleudern, sollten sie nur den verdienten Männern zu theil werden, die das

Reich

Reich beschützt oder erweitert hätten. Und wenn solche Commanderien zuweilen auch Civilpersonen zu theil würden, so sollte dies nur zu Gunsten eines geschickten Staatsministers oder Gesandten geschehen, der ohne den Degen zu ziehen, eine Festung vertheidigt, dem Feind eine andere weggenommen, oder einen feindlichen Entsatz verhindert habe, oder einer feindlichen Armee die Lebensmittel abzuschneiden, die Nachbarn zum Widerstand gegen den Feind zu reitzen, einen Prinzen aus der Neutralität heraus zu bringen, einen Alliirten zu erhalten, sich eines zweifelhaften zu versichern, mit einem Worte, gewußt hätte, durch seinen Kopf und seine Thätigkeit dem König und dem Staat irgend einen großen Vortheil zu verschaffen. Inzwischen klagt er auch darüber, daß, weit entfernt, daß verdiente Personen mit den Emolumenten solcher Orden belohnt würden, man ihnen auch sogar das äusserliche derselben, welches in der Ordenskleidung besteht, zu verweigern pflege. Zum Beyspiel führt er an, daß der Chevalier de Saint Maurice ein burgundischer Edelmann, welcher dem spanischen Staat sehr große Dienste geleistet habe, mehrere Jahre

habe zubringen müssen, bis er das Kleid seines Ordens habe tragen dürfen, obschon der Marquis de Caracena zu seinem Besten nach Hofe geschrieben und seine vorstechenden Verdienste nachdrücklich gerühmt habe. Daher wundere ihn auch nicht im geringsten, daß unter der ganzen Armee im Mayländischen sich nur acht Cavaliers befänden, da diese Ehre, nemlich ein Orden, welcher nur militärische Verdienste belohnen sollte, meist Dintenleckern und solchen Leuten zu theil werde, die sich mehr auf den bürgerlichen Rock, als auf den Degen zu gut thäten, und meist den bürgerlichen Rock nur trügen, um anzudeuten, was sie seyn sollten, aber nicht, was sie würklich wären.

Da er nun auf diese Art die Pudenda der Finanzverwaltung seines Vaterlandes aufgedeckt hat, geht er zu Vorschlägen über, wie das Finanzwesen zu verbessern und zu vermehren wäre. Nach seinem Vorschlag soll man Spanien unter einem dreyfachen Gesichtspunkt betrachten; nemlich als ein Land von einigen sehr reichen, mehrern

mittelmässig begüterten und sehr vielen armen Einwohnern. Man könnte bey Staatskontributionen keine von diesen drey Klassen begünstigen, ohne den zwey andern und dem Souverain selbst Unrecht zu thun, und demnach müßte man bey den Steuren ein geometrisches Verhältnis beobachten, welches sich auf die Kräfte und das Vermögen eines jeden beziehe, und nicht im Staate geschehen lassen, was zuweilen im menschlichen Körper geschieht, daß neimlich alle Unreinigkeiten und schlechten Säfte sich nach dem Theile ziehen, welcher am schwächsten ist.

Hierauf zeigt er, daß man diejenigen am ersten in Contribution setzen müsse, welche das meiste einnehmen und das wenigste ausgeben, und beweißt, daß, wenn die so reiche spanische Geistlichkeit dem König nur 447000 Thaler contribuire, dies in Rücksicht auf ihr wahres Vermögen eine elende Kleinigkeit sey. Daraus zieht er dann eben den Schluß, welchen Ulosa aus seinen Prämissen, wie oben, gezogen hat. Dem hohen und niedern Adel, meint er, könne man ohne Unbilligkeit

keine neuen Auflagen zumuthen, da sich ergebe, daß sie schon den dritten Theil ihrer Renten in Auflagen bezahlten. Weit eher aber könne man die Landleute, Handelsleute und Besitzer von unbekannten Reichthümern taxiren, als von welchen viel grössere Subsidien zu ziehen wären, als die schon vorhandnen, wenn man den Quellen ihres wohlhabenden Zustandes genau nachspühren wolle. Was aber die übel erdachten Auflagen betreffe, so gehören darunter nach seiner Meynung die, welche man auf den achten Theil, Fleisch, Oel, Wein u. s. w. geschlagen habe. Denn die sey unter allen die schlimmste, weil sie zu tausend Betrügereyen Anlaß gebe, sowohl von Seiten der Beamten, als auch der Leute, die es unternähmen, dergleichen Lebensmittel, ohne die Abgabe zu entrichten, nach Madrid und andern Städten zu bringen. (Unser Reisender fügt bey dieser Gelegenheit hinzu, man habe ihn versichert, daß eine unendliche Menge Leute in Spanien blos von diesem verbothenen Gewerbe lebe. Und das nicht nur die Faullenzer und Armen von guter Herkunft, davon jene bequem und doch im Müssiggang leben wollen, und an welchen es grossen Städten und

Höfen niemals gebricht; sondern auch die Mönche und die Duodezfürsten, bey welchen Bettelhanswurst das Patronymicum sey.) Dieser Umstand, sagt Kapitän Puxol habe dazu genöthigt, den Einnehmern dieser Abgaben Wächter zuzugeben, die das Recht hätten, die ohne Abgabe eingeschlichenen Lebensmittel zu confisciren und selbst zu verschmausen. Aus dieser letztern Observanz, die man zur Verdopplung ihrer Wachsamkeit habe aufkommen lassen, hätten sie sich aber eine Art von Politik herausgezogen, vermöge der sie das königliche Interesse als ein solches ansähen, wodurch ihr Gewinn, im Fall sie es zu lebhaft verfolgten, aufhören müsse, und daher seyen sie in ihrer Amtsführung nicht gar zu gewissenhaft: denn sie sähen wohl ein, daß, wenn sie nicht zuweilen die Rolle vom bekannten einäugigen Bettelvogt spielten, würden die Contrebandhändler bey der Aufsicht auf lauter Konfiscation ihrer Waare ihren Handel bald aufgeben, und folglich würde zwar der König seine Abgaben sehr richtig bekommen, sie aber nichts dabey zur Ergötzlichkeit haben können. Daher träten sie mit diesen Händlern in Einverständnis und nähmen nur denjenigen die

Waaren weg, denen sie soviel schon hätten durchgehen lassen, daß sie mehr gewonnen hätten, als sie nun verliehren müßten. Demnach blühe die Handlung bloß auf Kosten des Königs, und eine Menge Tagdiebe nährten sich von dem Werke und Blute des armen Volkes, welches den Schaden solcher Misbräuche allein tragen muß.

Unter die absurden Auflagen rechnet Purol auch das Stempelpapier. Er sagt, dies sey eine sehr unsichere Quelle von Einnahme, und gründe sich bloß auf die Schikane, deren Existenz von der Thorheit und Rechthaberey der Menschen abhänge. (Unser Reisender macht hiebey die Anmerkung, wie sonderbar es sey, daß zu gleicher Zeit, worinn man in Spanien, da sie schon eingeführt wäre, ihre tadelhafte Seite hervorsuche, und ihre Untauglichkeit erweise, sie in Frankeich als ein nützliches Projekt, und als eine Quelle von Millionen Einkünfte für den König angepriesen werde. Wahr sey es, daß, da man in Frankreich noch ungleich proceßsüchtiger, als in Spanien sey, noch mehr aus dem Stempelpapier gezogen werden

könne, als in irgend einem andern Land, wo der Proceßkram nicht so vortreflich blühet. Denn in Frankreich sey das Processiren eine wahre Pest, nehme kein Ende, und werde von den Sachwaltern mit solchen Ausschälungen ihrer Klienten betrieben, daß man es für ein Haupthindernis des Glückes der ganzen Nation ansehen müsse. *)

Am Schlusse seiner Schrift und nach Darstellung noch manches andern Misbrauches, den unser Reisender diesem Schriftsteller nach zu recensiren der Mühe nicht werth hielt, kömmt endlich der gute Rath für den König, alle die kleinen

---

*) Warum hat unser Reisender diese schöne Gelegenheit übersehen, von der Processucht der Teutschen und dem Schneckengang teutscher Justiz zu sprechen?

F. A. W.

und übelgegründeten Auflagen, die ihm und seinem Volk verderblich seyen, berechnen zu lassen, und verhältnismässig den Ertrag auf die Güter und das Vermögen seiner Unterthanen zu schlagen, die dabey nicht so sehr beschwert, und höchst erfreut seyn würden, sich mit etwas wenigem von Plackereyen loszukaufen, die mehr dazu dienen, etliche tausend legaler Spitzbuben zu ernähren, als dem Staat wahren Nutzen zu bringen. Wolle man den von ihm geprieſenen Weg und die Mittel dazu einschlagen, so zweifle er nicht, daß seine Nation im Stand wäre, alle ihre Feinde zu überwinden; denn sie könne ja so viele Eroberungen als Proben ihrer Tapferkeit aufzählen, so viele Bücher aufweisen, die zeigten, daß sie Kopf habe, und habe so viel mit ihren Zeichen geprägtes Gold und Silber, welches allenthalben ihren Reichthum durch seine Gangbarkeit ins Licht setze, und zeige, daß sie keiner fremden Hülfe bedürfe.

Unser Reisender meldet nichts von der Sensation, welche so wichtige Zeitschriften damals mögen gemacht haben, und es ist von daher zu vermuthen,

daß dieselbe nicht sehr groß möge gewesen seyn. Dem ohngeachtet glaubte ich, ihrer Erwähnung in diesem Auszuge Platz geben zu müssen, weil man daraus ersieht, wie damals von zwey spanischen Nationalautoren weit freyer über politische Gegenstände gedacht und geschrieben worden, als sich vermuthen ließ.

Der dritte Schriftsteller, den unser Reisender, aber ziemlich kurz anführt, ist der von mir oben in einer Note bekannt gemachte Lorenzo Gracian Infanzoe. Er meldet von ihm (K. 33.) daß er aus Caladoud in Arragonien gebürtig gewesen und durch seine Schriftstellertalente seine sonst nicht merkwürdige Vaterstadt berühmt gemacht habe. In seinem Criticon sey seine Schreibart nicht so lakonisch und geändert, wie in seinen andern kleinen Abhandlungen, worinn er sich die Dunkelheit des Styls scheine zum ersten Gesetze gemacht zu haben, so daß wenn der Leser auch das Glück habe, seine Räthsel zu lösen, am Ende entdeckt werde, daß in den mysteriosen Sätzen des Autors eine meist sehr triviale Sache

verborgen liege. Seneka und Tacitus seyen in der concisen Schreibart nur Stümper gegen diesen Gracian, und wenn man sage, der Styl von Seneka sey ein Sand ohne Kalch, und der von Tacitus enthalte mehr, als die Worte nicht ausdrückten, so könne man von Gracian sagen, seine Gedanken gleichen Diamanten von schlechter Einfassung, deren Wasser und Feuer nicht in vollem Glanz dieser schlechten Einfassung wegen stralen könnten.

Don Vincencio Juan de Castanosa, der letzte Litterator, von dem in der Reisebeschreibung geredet wird, ist gleichfalls ein großer Verehrer des alten Lakonismus. Er wohnte in Huesca, (gesprochen: Hoska,) der zweyten Stadt von Arragonien, und hatte da eine interessante Sammlung von griechischen und römischen Alterthümern aufgestellt. Unser Autor mag kein sonderbarer Freund von der Alterthumskunde gewesen seyn, denn er trumpft diese Dinge mit dem verächtlichen Namen von Antiquailles ab, indem er zugleich meldet, daß Castanosa eine Abhand-

lung von alten spanischen Münzen geschrieben habe, die beträchtlich wegen ihren Bemerkungen und ausgesucht in der Bearbeitung ihres Gegenstandes wäre.

Wir begleiten jetzt unsern Reisenden von Madrid hinweg, wo er zu einer Reisegesellschaft sties, von der er, wie mans nimmt, soviel oder so wenig sagt, daß sie in diesem Auszug nicht wohl Raum wegnehmen darf. An seinen in dem ein und dreyßigsten Kapitel in extenso befindlichen Reisepässen, wie auch an den Vorschreiben, die er bekam, als er mit den Zöllnern in Arcos in Zwist gerieth, wird dem Leser gleichfalls nichts gelegen seyn. Daher zeichne ich nur seinen Weg von Madrid hinweg, nebst den eingestreuten Anmerkungen über die auf der Reise angetrofenen Gegenstände aus. Mit Pferden und einem Pferdknecht und der obigen Gesellschaft, gieng den 17. Junius 1655 die Reise zu dem Thore von Madrid hinaus, bis nach Alkala de Hennares, von dem Flüßgen Hennares also genannt, welche Stadt und hohe Schule im Lateinischen unter

dem Namen Complutum bekannter ist. Die Fakultäten sind nach dem saubern Leiste der Pariser zugeschustert, und die Professoren heissen allda Cathedraticos, ein Wort, welches sich nicht übel durch Schulmeister oder Lesebengel übersetzen liesse. Und so wie zu unsers Reisenden Zeit die Rechtsgelehrsamkeit ihre Disteln reichlich in Salamanca im Königreich Leon trug, also florirten die Erdäpfel der Theologie und die Heublumen der aristotelischen Weltweisheit vortreflich in Alkala, einer Stadt, die sich in der Bauart mehr durch ihre Länge, als durch ihre Breite ausnahm, und deren Studenten alle gewöhnlich in einer einzigen Strasse wohnten, die die gröste im Ort war. Cardinal Mazarini soll auf dieser Universität studirt haben, aus Veranlassung des Cardinal Colonna, da er Legat in Spanien war. Das Flüßgen de los Hennares, welches an der Stadt vorbey rieselt, bewässert das ganze umliegende Feld, und macht es angenehmer, als die übrige Gegend, welche aus Wassermangel einer Wüste gleicht.

Marchamalo und Ita sind unbeträchtliche Orte, durch welche die Reise gieng, um über Tadacra den nächsten Weg nach Arragon zu finden. Nachher gieng die Reise nach Siguenza fort, wo der Wein unsers Autors ganzen Beyfall fand, weil er nicht so brantenweinmässig roch und schmeckte, wie der gewöhnliche Wein in Castilien. Von Siguenza führte der Weg nach Fuente Caliente, welcher Name einen heissen Brunnen bedeutet. Der Ort ist rauh und wild, und, wie unser Reisender anmerkt, der Wirth und die Herberg von Herzen schlecht.

Nach einem Weg durch eine elende Landschaft und Gebirge, die wie ein Reverberirofen die Hitze auf die Reisenden zurück warfen, kam der Reisende mit seiner Begleitung den 20 Junius nach Arcos, dem letzten Ort in Neukastilien, wo sich um deswillen ein Puerto, das ist, ein Zollhaus, befand. Da hatte er Gelegenheit inne zu werden, daß die Sitten und Denkart der Zollbedienten so rein sind, als wenn sie durch einen Packdarm gezogen wären. Er war nemlich,

ohne angehalten zu werden, zu einem Thor hinein und zum andern mit seiner Gesellschaft hinaus geritten, und schon mehr als hundert Schritte vom Schlagbaum entfernt, als ihm einige Männer nachliefen und aus vollem Halse dazu mit stentorianischer Stimme schrien. Er hielt, um zu wissen, was die Schreier wollten, und bekam zur Antwort: da sey ein Puerto. Er hielt ihnen entgegen, daß die Reisegesellschaft aus keinen Kaufleuten bestehe, daß sie folglich nichts zu geben nöthig habe, und daß, wenn man etwas von ihr verlange, man am Thor seyn müsse, und daß sie nicht hätte wissen können, daß da ein Zollhaus wäre, weil sie keinen Moço de mulas habe, überdem mit einem königlichen Reisepaß versehen wäre. Nun stimmte sich der schreiende Ton der Zöllner etwas herab, und sie bathen, es möchte einer von den Reisenden zurückreuten, um den Paß vorzuweisen. Das that unser Autor, erfuhr aber nachher, daß er sich unnöthige Mühe gemacht habe, weil er schon ausser dem Thor gewesen wäre, und gerade in Arragonien hätte fortreiten sollen, um nicht in die Klauen dieser Raubvögel zu gerathen. Da er den Paß vorzeigte, sagten

sie ihm, sie müßten nun erst darob deliberiren, ob er auch gut sey, und die übrige Gesellschaft müsse auch zurückkehren. Als dies geschehen war, bekamen sie den groben Bescheid, sie könnten nun hin, wo sie wollten, und toda la sua Ropa estava des caminada (All ihre Effekten seyen confiscirt.) Der Autor vermuthete nicht ohne Grund, daß es bey dieser Aeusserung auf Geldschneiderey angesehen sey, und ersuchte die Herren, seinen Paß zu lesen. Sie lasen ihn, und als er sie fragte, warum sie Anstand nähmen, Respekt vor demselben zu haben? konnten sie keine gültige Ursache angeben, und bald hies es, er sey nicht zu rechter Zeit vorgewiesen worden, bald wiederum, er sey nicht auf Stempelpapier: so daß der Autor wohl merkte, es sey bey diesen Schikanen auf eine Loskaufung von etwa fünfzig bis sechszig Pistolen geziehlt. Da aber die Zöllner und Sünder gewahr wurden, daß unser Autor mit dieser Loskaufung nicht eilte und ein Notariatsinstrument darüber verlangte, daß der Alcalde des Orts, Francisco Salazar den königlichen Paß nicht respektirt, und die Gesellschaft angehalten hätte, fiengen sie, wie nach einer Abrede unter

sich, an zu zanken und zu schmähen, und glaubten, die Reisenden damit furchtsam zu machen. Und als dieses Kunststück abgefeimter Betrüger nichts helfen wollte, lies der Alcalde ohne weitere Umstände die Felleisen ins Zollhaus schaffen, wo man sie öffnete, und ein genau Inventarium über sie, wie auch über alles, was die Reisenden auf dem Leib trugen, verfertigte. Nachdem dies geschehen war, schrieben sie ein Verhörprotokoll nieder, und liessen Platz, um die Antworten der Reisenden hinein zu schreiben. Sie suchten diese Antworten verfälscht einzutragen, allein der Autor sah genau nach, daß dies nicht geschehen konnte, und protestirte feyerlich gegen jeden Versuch dieser Art mit der Aeusserung, daß er nicht unterschreiben würde. Als die Zöllner fanden, daß mit diesem Popanz von Illegalitäten gleichfalls nichts auszurichten sey, sagte ein Priester und ein anderer, der die Stelle eines Aktuars versah, dem Autor ins Ohr, sie dürfen nur fünfzig Pistolen geben, und die Gesellschaft werde alsdann die Reise ungehindert fortsetzen können. Davon wollte aber der Autor im Namen aller nichts hören und gab zu verstehen, dreyßig Patagons

gons werde er ihnen zum Trinkgeld geben, obschon ihre Grobheit kein Trinkgeld werth sey. Da nun die Zöllner ihren Versuch abermals fruchtlos ablaufen sahen und inne wurden, daß der Autor mit der Post nach Madrid zurück reisen werde, um sie zu verklagen, schickten sie einen Fußgänger an den Generalzolleinnehmer mit einer schriftlichen Rechtfertigung, und hielten den Autor mit Zanken und Streiten bis Abends um acht Uhr auf, damit er ihnen nicht zuvor käme. Er reißte postreutend mit einem Schreiben an den Grafen Pennoranda in der Tasche ab, worinn die Zöllner nicht zum besten geschildert waren, sonderlich der Alkalde, welcher Trotz seines Ordenshabits von San Jago, der durchtriebenste Bösewicht war, und der Zöllner Nicolas Lopaz de Cordosa, ein Portugiese in der phisischen und moralischen Bedeutung des Wortes.

Damit der Leser nicht mit mir die Ermüdung zu theilen hat, der ich mich unterwerfen mußte, als ich in der Urschrift des Reisenden las, wie umständlich er beschrieb, was er in Madrid

unternahm, um sich und seiner Gesellschaft gegen die Beeinträchtigung von den Zollbedienten Recht zu schaffen; so will ich nur anführen, daß seine Bemühung in dieser Sache von gewünschtem Erfolg war. Es ward ihm ein zweyter königlicher Reisepaß ausgefertiget, an welchen eine drohende Klausul für alle die beygefügt war, die ihn nicht respektieren würden; auch wurde er mit einem königlichen Vorschreiben gegen zukünftige Unfälle verwahrt, von de Haro noch besonders an Don Juan d'Austria, wie auch den Duque de Monteleon empfohlen, und bekam durch Verwendung des Grafen Pennoranda noch einen Alguazil und Schreiber nach Arcos mitzunehmen, die den Frevel kommissarisch untersuchen, und zu Protokoll bringen sollten. Als er den neun und zwanzigsten Junius mit denselben in Arcos ankam, wollte sich der Alcalde nicht gefangen nehmen lassen, indem er sich mit seinem Ordensprivilegium schützte. Dies schien dem Autor kein günstiger Anfang für seine Sache, doch versicherte ihn der mitgebrachte Alguazil de Corte, daß dies den Alcalden nichts helfen, sondern zum Anlaß dienen werde, ihn mit einer stärkern Mannschaft

nach Madrid abführen zu lassen. Und daß dies nach der Hand geschehen wäre, wenn der Alcalde nicht selbst sich nach Madrid begeben hätte, um Abbitte zu thun, aber der Abbitte ohngeachtet exemplarisch gestraft worden, erfuhr der Autor durch hinterbliebene Korrespondenten. Was die übrigen Zöllner anlangt, so verwandelte sich ihr Trotz bey dem Anblick des Alguazil aus Madrid in die äusserste Biegsamkeit, sie gaben alles wiederum heraus, und wünschten der Gesellschaft eine baldige Abreise. Dieser Wunsch ward erfüllt, aber die Kommission blieb zurück und wartete bey diesen Frevlern ihres Amtes um so schärfer, weil ihr die Reisegesellschaft alle Schadloshaltung, die sie von den Zöllnern fordern konnte, zum Geschenk hinterlassen hatte.

Von Arcos (K. 33.) und seinen Bergklüften gieng die Reise nach Erizza, der ersten Arragonischen Stadt von jener Seite her. Dieser Ort ist klein und befestigt. Texa ist der nächste Ort, welcher gleich vielen andern in Spanien, nichts merkwürdiges aufzuweisen hat. Hierauf kömmt

Calataud, das schon gemeldete Geburtsort von Gracian, in einer schönen und fruchtbaren Lage. Diesem folgt Ofrano und Almunia, von welchem Ort Zaragoza noch neun Stunden entfernt liegt. Eine Verfehlung des Wegs nach Muela war Schuld, daß die Reisenden trachten mußten, an diesen Ort zu kommen, und weil die ganze dortige Gegend eine dürre Heyde ohne Schatten und Wasser ist, und sie dieselbe gerade im Anfang des Julius durchreißten, wurden sie grausam von der Sonnenhitze durchbraten. Eine halbe Stunde von Zaragoza trafen sie endlich einen Bach an, woran sie sich alle herzlich erquickten.

Der Ebro theilt die Stadt in zwey ungleiche Theile. Vor der Stadt ist ein Schlos Alia Feria genannt, worinn weiland spanische oder vielmehr Arragonische Könige residirten, zu jenen Zeiten aber die Inquisition ihr Wesen hatte. Unter dem Thor ward die Gesellschaft nicht lang aufgehalten, weil sie nichts trug, und den Zollbedienten sagte, daß ihre Bedienten mit den Effekten nachkommen würden, denen sie sagen sollten, daß ihre Herr-

schaft auf dem Platz de la Virgen del Pilar bey Kaufmann Remondon werde anzutreffen seyn. Dort ward sie mit gutem Wein bewirthet und in die beste Posada (Gasthof) gewiesen. Dem Arrendador general (Generalzolleinnehmer) wurde der Paß nebst der Clausul gewiesen, und dadurch das Greifen nach den Effekten verhindert.

Einer von der Gesellschaft verdarb sich diesen Tag durch zwey Diätfehler, nemlich daß er unmässig soff, und lange Zeit fast ganz nackt sich im Wirthshaus den kühlen Ausdünstungen des Ebro gegenüber am Fenster befand. Dafür ward er mit einem anhaltenden Fieber gestraft, welches bey fünf Tage dauerte und die übrigen von der Reisegesellschaft nöthigte, bis zu seiner Genesung in Zaragoza zu verweilen. Den Tag nach ihrer Ankunft statteten sie beym Duque de Monteleon, dem Vicekönig von Arragonien, einen Staatsbesuch ab, weil sie ein von dem königlichen Protonotar abgefaßtes und vom König selbst unterzeichnetes Vorschreiben nebst einem an ihn gerichteten Privatschreiben zu übergeben hatten. (K. 32.)

Dieser Herzog gehört unter den höchsten neapolitanischen Adel, und, obschon er in den ersten Revolutionen in beyden Sicilien den Spaniern wichtige Dienste geleistet hatte, ward er ihnen doch in einer von den letzten, die in Neapel selbst vorgieng, verdächtig. Um ihre Eifersucht gegen ihn zu dämpfen, ward er nach Spanien berufen, und um das Mistrauen gegen ihn zu maskiren, zum Arragonischen Vicekönig gemacht. Dies Königreich ist eine sehr ansehnliche Ehrenstelle, trägt aber wenig ein, und um deswillen führt auch der Herzog keinen großen Hofstaat. Das ihm überreichte Vorschreiben und der Privatbrief des königlichen Günstlings machte ihn sehr höflich gegen die Reisegesellschaft. Grossen Geist will unser Autor nicht an ihm bemerkt haben, vielleicht, wie er mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, weil die unbillige Behandlung der Spanier zu niederschlagend für diesen Prinzen war; vielleicht auch, weil er einen Theil seiner Talente aus Politik zu verbergen wußte. Sein Vicekönigreich ist auf eine Dauer von drey Jahren eingeschränkt. Lebenslänglich hingegen ist das Amt eines Statthalters von Zaragoza und die damit verbundene Aufsicht

über das beträchtliche Territorium der Stadt. Jene Vicekönigschaft und diese Statthalterschaft werden für die zwey höchsten Ehrenämter in Spanien gehalten. (K. 34.) Doch ist, was die Macht betrift, das Amt von el Justicia, (daß ist von dem also κατ᾽ ἐξοχὴν genannten Oberrichter von Arragonien) weit ansehnlicher. Dieser Justicia kann über alles entscheiden, den König selbst nicht ausgenommen.

Der Ursprung dieser höchsten Judicialwürde, ist nach unserm Autor, folgender. Da der Graf Julian, um die Schändung seiner Tochter Cava, die König Roderich verübt hatte, zu rächen, die Mohren in das Land gezogen hatte, war nachher Arragonien die erste Provinz, welche sich von diesen fremden Herrschern frey machte, und da das Geschlecht ihrer alten Könige völlig ausgestorben war, wollte sie sich keinen andern Herrn geben, als sich selbst. Um aber nicht einen Mann ohne Kopf vorzustellen, und der neuen Verfassung mehr Consistenz zu geben, wählten sich die Arragonier in der damaligen Zeit an einem geringen

Edelmann, mit Namen Garcia Ximenes, eine Art von Obern, welcher mehr ein Regierungspräsident, als ein wirklicher Souverain zu seyn hatte. Und wie die Spartaner durch ihre Ephoren die Gewalt von Theopompus einschränkten, so beschnitten auch die Arragonier durch ihre Gesetze, oder Fueros, die Macht ihres neuen Obern so sehr, daß er nur etwas zu bedeuten hatte, insofern er diesen Gesetzen treu blieb und ihre Befolgung beförderte. Da aber Grundsätze eines Staates ohne einen mit Lebensgefahr auf die Haltung derselben verpflichteten Mann, leicht beschädigt werden; so wählten die Arragonier ihren Justicia oder Oberrichter, als Aufseher über jenen Vicemonarchen und Bewahrer ihrer Verfassung, und damit dieser Bewahrer nicht durch Menschenfurcht in der Ausübung seiner Pflicht möchte gehindert werden, verordneten sie, daß nur las Cortes (das ist, die versammelten Landstände) berechtigt seyn sollten, ihn nöthigen Falls zur Verantwortung zu ziehen, und daß er sonst niemanden als diesen Rechenschaft zu geben schuldig sey. Auch machten sie das von ihnen sogenannte Gesetz de la Vajon, vermöge dessen sie sich berechtigten, sobald ihr

König unterlassen würde, ihre Privilegien aufrecht zu erhalten, ihn abzusetzen, und einen andern zu wählen, wenns auch ein Heid wäre. Nicht minder brachte dies Gesetz mit sich, daß, wenn der König irgend einen Unterthanen oder Vasallen in seinen Rechten kränkte, sich die beträchtlichsten im ganzen Reich zu versammeln befugt wären und ausmachen könnten, daß man diesem König so lang keine Pension bezahlte, bis das verübte Unrecht gutgemacht, und das geschwächte Privilegium zu voller Kraft wieder hergestellt war. Ueber die Bewachung dieser und noch andrer Gesetze wurde el Justicia gesetzt, und damit sein Ansehen desto größer seyn möchte, verordneten sie, daß der König beym Antritt seiner Regierung in blossem Kopf und kniend vor jenem mit bedecktem Haupt sitzenden die Aufrechthaltung ihrer Privilegien beschwören sollte. Hierauf huldigten sie ihrem König mit den Worten: Nos que valemos tanto como vos, os haxemos nuestro Rey y Sennor, contal que guardeis nuestros Fueros y Libertades, si no, no. (Wir, die wir eben so gut sind, als ihr, nehmen euch zu unserm König und Herrn an, mit Vorbehalt, daß ihr

unsre Rechte und Freyheiten aufrechthaltet, wo nicht, so seyd ihr auch nicht unser König.)*) Der Arragonische König, Pedro der Streitbare oder nach andern, der Dolch (Dom Pedro el Punnal) fand diesen Huldigungseid so verkleinerlich für seine Majestät, daß er Cabalen, Bitten, und die Anbiethung anderer Privilegien zu Hülfe nahm, um diese Immunität seiner Unterthanen sogar durch einen landtäglichen Schluß zu zernichten, und als er in dieser Sache seinen Wunsch erfüllt sah, und das Pergamen dieses Gesetzes in Händen hatte, soll er den Dolch gezogen, sich in die Hand verwundet, und mit den Worten: Ley de poder eligir Rey los Vasallos, sangel de Rey avia de costar (ein Gesetz, welches Vasallen das Recht gebe, ihren König zu wählen, müsse mit dem Blut eines Königs aus-

*) Dies führt Baretti in einem unten zu nennenden Brief im zweyten Theil, aber mit unvollständigern Nachrichten von el Justicia gleichfalls an.

F. A. W.

gelöscht werden) den ganzen Titel mit seinem Blut ausgewischt haben. Er ist noch in dieser Handlung in einer Bidsäule auf dem landtäglichen Saal in Zaragoza zu sehen.

Ein Gesetz oder Recht aber, welches den Arragoniern bestätigt wurde, und noch zu unsers Autors Zeiten in voller Kraft war, ist la ley de la Manifestacion. Vermöge desselben ist ein jeder Unterthan, welcher sich durch Richter in seiner Person oder in seinem Vermögen beeinträchtiget findet, befugt, sich vor el Justicia zu beklagen, und dieser Oberrichter muß sodann die Sache auf das genaueste untersuchen, und den eines übeln Urtheils schuldigen Richter exemplarisch bestrafen. Aber auch durch dieses Gesetz wurde zu unsers Autors Zeiten ein häßliches Loch, und zwar von Philipp dem vierten selbst gebohrt. Es wurden nemlich zwey Richter eines Urtheilspruches wegen vor dem Tribunal del Justicia verklagt, und der Kläger deponirte nach Observanz fünfhundert Thaler. Der König hingegen nebst dem Vicekönig, dem Statthalter und einigen andern, die das

Ansehen der Krone zu erhöhen, und die Prärogativen des Staates zu schmälern sich angelegen seyn liessen, nahmen die Beklagten besonders in Schutz. Demnach blieb dem Kläger kein andrer Recurs, als der a las cortes (an die Landstände) übrig, welche dies Loch wieder nach bestem Vermögen zuflickten. Denn obschon die Referenten sich den Angeklagten so geneigt blicken liessen, als ihre schon genannten Protektoren, ernannten doch die Landstände Judicantes in der Sache. Diese Judicantes oder gerichtlichen Kommissarien bestehen aus neun Personen, die aus den vier Ständen von Arragonien ausgewählt werden. Nemlich aus dem höchsten Adel, oder den Sennores, aus der Geistlichkeit, aus dem niedern Adel, oder den Hidalgos, oder Cavalleros und aus den Gemeinden, die allda Universidades heißen. Die Sennores geben drey, und die andern Stände jeder zwey Mitglieder zu einer solchen Kommission. Wenn die Klage einen Rechtsgelehrten trift, nimmt man zu dieser Kommission lauter Leute, die keine Juristen sind, sowohl, damit ihr Urtheil desto unpartheyscher ausfalle, als auch weil, wie man in Spanien sagt, ein

vollkommenes Gesetz so klar seyn müße, daß auch ein Bauer seine Billigkeit einsehen und merken kann, ob es befolget worden sey. Diese Kommissarien verdammten die angeklagten Richter zur Landesverweisung und Confiscation ihrer Güter, weil sie das Recht nicht nach Pflicht gesprochen hätten. Ihr Sentenz machte großen Lärm in Spanien, und der König selbst schrieb an den Justicia, um die Exekution derselben zu hintertreiben; auch thaten in gleicher Absicht der Vicekönig und Statthalter, was sie nur konnten. Der gemeine Mann in Arragonien wachte aber bey dieser Sache scharf auf und unser Autor hörte von nichts als Pasquinaden und Rebellionen sprechen, im Fall dieser Spruch nicht in seine Rechtskraft gieng; und wo ein paar Bauren vom Dorf in die Stadt kamen, fand man sie beysammen stehen und von nichts, als der abgezweckten Kränkung ihrer Privilegien sprechen. Auch gab der König aus Furcht einer Empörung, die damals in Arragonien leicht zu erleben war, endlich nach, und der Spruch ward vollzogen. *) Unser Autor thut sehr unjuristisch

*) Aus dieser ganzen Erzählung wird klar, daß

hinzu: wenn man es schlimmen Richtern allenthalben nicht besser ergehen liesse, würden sie mehr nach Recht und Billigkeit urtheilen. Ebenfalls führt er an, warum die Richter in Zaragoza ihr Urtheil mit Zittern sprechen. Sie fürchten nemlich die zu ergreifende Revision, und daß, im Fall sie übel gesprochen haben, der Spruch ihr Leben oder Vermögen dahin nehmen könne. Verliert bey der Revision der Kläger gegen den beklagten Richter, so sind seine deponirten fünfhundert Thaler verfallen, und gewinnt er, so bekömmt er doch nichts weiter zurück, als sein Depositum. Denn in Spanien soll die Gerechtigkeit immer Recht behalten, auch wenn sie Unrecht hat, und dem zufolge werden auch die ungerechtesten Richtersprüche so pünktlich vollzogen, als wenn sie gerecht wären. Die Revision nützt also dem

---

Baretti sich irrt, wenn er meint, das Amt eines Justicia habe schon unter Philipp dem zweyten aufgehört. F. A. W.

Vervortheilten nichts, sondern dient nur dazu, andere Richter behutsamer zu machen und die Rechte des Publikums im Ganzen zu verwahren.

Noch wiedmet der Autor der Stadt Zaragoza einen ganzen Abschnitt (K. 35.) ehe er nach Tudela (K. 36.) und Pampelona (K. 37.) in seinem Reisebericht fortgeht. Es wird den Leser nicht gereuen, sich mit ihm bey jener Stadt zu verweilen. Der Banquier, Don Pedro de Miranda, an welchen er mit der Reisegesellschaft adressirt war, leistete ihm alle zu wünschenden Dienste, und machte ihn mit den Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt. Darunter gehört auch ein Kloster mit einer sogenannten mirakulosen Lampe, deren Deckel nie von dem Oel schwarz wird. Unser Autor verificirte dies Faktum an Ort und Stelle, ist aber zu akatholisch, um etwas wunderbares dabey zu finden; sondern vermuthet, es möchte ein besserer Dacht als der gewöhnliche, und vielleicht die Beymischung von gewissen Ingredienzien zum Oel mehr Schuld daran seyn, als die Reliquien, welche das Kloster

aufbewahrt. Ueber die Scharfrichterkunst in Zaragoza macht er eine nicht üble Anmerkung. Es ist nemlich allda gewöhnlich, einen Mörder, welcher im Duell gemordet hat, von vorn, einen Meuchelmörder aber von hinten zu enthaupten. Da der Schwerdstreich, welcher zuerst durch den Nacken geht, unstreitig minder schmerzt, als der zuerst den Kehlkopf entzwey haut, sagt unser Autor, sollte man die Art zu scharfrichtern umkehren, und den Meuchelmörder von vorne köpfen.

Zaragoza besitzt in der Kirche de la Virgen del Pilar ein wunderthätiges Marienbild *) und an

*) Von diesem in einer unterirdischen Kapelle stehenden, nur durch ein Loch in der Wand sichtbaren Marienbild, wie auch von andern Merkwürdigkeiten von Zaragoza, die unserm Autor in der Bleyfeder stecken geblieben sind, ist der 77 und 78 Brief im zweyten Theil der Reise des Baretti nachzulesen. F. A. W.

an der Familie des Duque de Villa Hermosa einen ächten Abkömmling von den alten Arragonischen Königen. Der damals lebende Herzog war von seinen Ansprüchen auf die Krone so fest überzeugt, daß er das regierende Haus für Usurpatoren erklärte. Und so wie in Madrid auf der Calle mayor und dem Prado solenne Spazierfahrten am ersten May gehalten werden, hält man sie in Zaragoza auf der Hauptstrasse und am Ufer des Ebro, wiewohl mit minder Ostentation, weil keine Hofhaltung da ist.

Ueber die Arragonier und den aus ihrer Mitte stammenden König Ferdinand finden sich bey ihm nachstehende Bemerkungen. Im Durchschnitt haben die Arragonier so gut, vielleicht noch mehr, spanischen Hochmuth, als die Castilianer, und übertreffen letztere sowohl im Guten, als im Bösen. Sie bewohnen ein nicht sehr fruchtbares Land, welches nur da noch etwas trägt, wo man das Wasser des Ebro in Kanälen hinleiten kann. Wo dies nicht möglich ist, findet sich nichts als Sand, dürres Gesträuche und Felsen, und

kaum wächst so viel Getreide, als die Provinz zu ihrem nothdürftigen Unterhalt bedarf. Große Männer gedeihen aber in diesem Lande besser, als Gerste und Haber, und von ihrem ersten König bis zu Ferdinand zählen sie keinen einzigen auf, der sich nicht durch die Größe seines Geistes oder seiner Tapferkeit angesehen bey seinen Nachbarn gemacht hätte. Die Herrschsucht des letztern und seine Talente, sie zu befriedigen, sind genug bekannt. Parrcier on le (sagt von ihm ein guter spanischer Autor) à Ferdinando estrechos sus hereditarios Reynos de Arragon, para sus dilatados disseos y assi an helo siempre à la grandeza y anchura de castilla y de ally à la Monarquia de toda Espanna y a un à la universal de entr ambos Mundos. (Für die weitgreifenden Absichten dieses Monarchen waren die Gränzen seines Arragonischen Erbreiches viel zu enge; dies machte, daß er auf das viel weitläufigere Castilien, nachmals auf die ganze spanische Monarchie, und von dieser auf die Universalherrschaft über zwey Welten aspirirte.) Haben die Spanier zu unsers Reisenden Zeiten nicht gewindmüllert, so existirt von der Hand dieses Königs ein Plan zu

einer Universalmonarchie, den er noch bey seinen Lebzeiten seinem Enkel eingehändigt hatte, und dieser Plan ist noch eines der geheimsten Stücke des königlichen Archivs. Große Tapferkeit besas dieser König eben nicht; allein er lebte in Zeiten, wo Witz und Verschlagenheit mehr, als ein nervichter Arm und eine Spada lunga in der Welt ausrichteten. Er mußte ein Gegengewicht gegen die Staatsklugheit **Ludwig** des eilften, die rege Geschäftigkeit **Alexander** des sechsten, die Schlauheit **Ludwig** des Mohren, die Wachsamkeit **Heinrich** des achten, und die Klugheit **Maximilian** des ersten finden. Alle Weisheit und Verstellungskunst dieser Monarchen wußte er auch so gut auf den Test zu bringen, daß er das Scheinbare von dem Reellen probmäßig abscheiden, die Stärke und Schwäche davon gehörig beurtheilen, und für sich und seine Nachfolger bleibenden Nutzen daraus ziehen konnte. Daher sagte auch **Philipp** der zweyte, so oft er das Portrait von Ferdinand sah: A esto lo deoemos todo (ihm sind wir alles schuldig.) Und die meisten spanischen Scribenten versteigen sich bis in das Sinnlose oder Wahnwitzige, sobald sie von der

Grösse ihres königlichen Hauses reden wollen. Casa, sagt einer dieser Unsinnigen, quela escogio Dios en la ley de Gracia, assi como la de Abraham en la Escrita, para llamarse Dios u. s. w. welche Pralereyen sich aus dem hochtrabenden Spanischen schwerlich in das bescheidene Teutsche übersetzen lassen. Sinnreicher ist ein andrer Autor, welcher Ferdinand mit Tiber dem ersten und Ludwig dem eilften in Frankreich in Parallele setzt.

Was übrigens aber die Arragonier überhaupt betrift, so sind sie weder gastfrey noch Liebhaber des Fremden. Hierinn stehen sie den Kastilianern nach; nicht zu gedenken, daß aus Arragonien die Vandaleros, das ist, in Waffen treflich geübten Strassenräuber kommen, und sich von da bis in beyde Kastilien verbreiten. Von der bramarbasirenden Weise der Arragonier führt unser Autor ein artig Beyspiel an. Ein arragonischer Edelmann hatte sich auf das beste gerüstet, um einen Feldzug in Katalonien mit zu machen, und vor seiner Abreise dahin ritt er täglich auf einem andern seiner Pferde in Zaragoza zur Parade

herum, und wenn ihn jemand bewunderte, fragte er: con estas Armas y esto Braço no se facaron las Muelas à los Gavachos, (ob man nicht mit solcher Waffenrüstung und solch einem Arme den Franzosen die Zähne aus dem Rachen reissen könne?) Und als dieser Thraso bey der Armee ankam, mangelte es ihm nicht an Gelegenheit, seine Bravour zu zeigen, allein sie gedieh ihm übel, denn ein Hieb in den Arm und ein Schuß ins Bein machten ihn zum Krüppel, und obendrein bekam er den Uebernamen el Sacador de Muelas (der Zahnbrecher.) Dies Anekdötchen giebt dem Autor Anlaß, einen Lalleburgerstreich der Stadt Zaragoza zu erzählen, wozu ein von Madrid emanirter Befehl die Gelegenheit war. Es wurde nemlich im damaligen flanderischen Krieg bekanntlich Arras von den Spaniern belagert, und in Madrid zweifelte man so wenig an der Eroberung mit Sturm, daß man von da nach Zaragoza und andern Orten Ausschreiben ergehen ließ, Anstalten zu Stiergefechten zu machen, um diesen Sieg damit zu celebriren. Kaum war man mit den Zurüstungen zur Hälfte fertig, so bekam ein Wechselherr mit Namen Pedro de

Miranda in Zaragoza Nachricht in einem Privatschreiben, daß Arras entsetzt sey; um sich aber bey seinen Mitbürgern nicht verhaßt zu machen, verschwieg er diese Neuigkeit, sah mit Verwunderung die Zurüstungen zum Fest fortsetzen, und konnte nicht begreifen, wie es zugieng, daß der Vicekönig und andere Vornehme in Zaragoza nicht besser von der Sache sollten unterrichtet seyn. Als alles fertig war, kam erst die Nachricht von der prolongirten Nase, womit die spanischen Truppen von Arras weggezogen waren, und der Vicekönig und der hochweise Stadtmagistrat waren nicht wenig über die vergeblich aufgewandten Unkosten erbremset. Banquier Miranda glaubte nun des fernern Verschweigens dieser notorisch gewordenen Sache überhoben zu seyn, und weil man von ihm Erläuterungen in dieser Sache verlangt hatte, gestand er, daß er die Sache schon acht Tage wisse, nicht allein von einem Pariser Correspondenten, sondern auch aus einer ihm zugeschickten Zeitung, die der Sache ganz umständlich erwähne. Darob ergrimmte eines von den Gliedern des Magistrats in allem Ernste und machte ihm Vorwürfe über sein Stillschweigen, drohte ihm

auch sogar, daß er die nun vergeblich für die Solennität verwandten Kosten werde ersetzen müssen. Der Vicekönig war aber vernünftiger als jener magistratische Perückenstock von einer Allonge, besänftigt ihn und lies Miranda weggehen, und verhinderte, daß nicht weiter von der Sache gesprochen wurde. Inzwischen sahen die Einwohner die Gerüste mehr mit Traurigkeit über die Entziehung ihres Nationalvergnügens, als über den Entsatz von Arras abbrechen. Eine andere gleichfalls diese Belagerung betreffende Anekdote, die unser Autor (K. 36.) beybringt, ist folgende. Nachdem der bekannte Kardinal Retz aus Frankreich glücklich entronnen war, und von San Sebastian ins Königreich Valenzia kam, um sich von da nach Italien überschiffen zu lassen, ward er in Tudela gefangen genommen und enge verwahrt. Er langte nemlich in diesem Städtchen mit einem ziemlich kleinen Reisegefolge an, und der Alkalde, welcher damals auf der Brücke mit seinen polygonischen Naselöchern frische Luft einsog, schickte sogleich und lies fragen, wer der Fremde wäre. Retz glaubte seine gute Ursachen zu haben, um welcher willen

er seinen Namen und Stand nicht angeben wollte, weigerte also, sich zu nennen, und ward deswegen im Gasthof in Verhaft genommen. Der Kardinal konnte sich in diesen Vorgang nicht finden, schickte aber einen Expressen mit einem Schreiben an den Vicekönig nach Pampeluna, worinn er sich entdeckte, sein Schicksal meldete und um die Bestrafung des großnasigen Alcalden bat. Dieser an seinem Theil war auch nicht müssig, und sandte ein Protokoll an den Vicekönig und das Consiglio de Navarra, worinn er sich zu rechtfertigen und zu erweisen suchte, daß er mehr nach Recht als unbedachtsam und vorwitzig in der Sache gehandelt habe. Dies Schreibwerk half aber dem Alcalden nichts, und verzögerte die Befreyung des Kardinals nur um einen Tag. Denn der Vicekönig mußte das Consiglio versammeln und dabey über die Bestrafung des voreiligen Alcalden deliberiren lassen, womit es darauf hinaus lief, daß derselbe auf immer seines Amtes entsetzt, und auf einige Zeit aus der Stadt verwiesen wurde. Der Kardinal aber, den man bey diesem Anlas erkannte, empfieng nun alle mögliche Merkmale von Achtung und Höflichkeit

in der ganzen Stadt, und wurde bey seiner Abreise von den vornehmsten Einwohnern derselben feyerlich begleitet. Während dieses Vorfalls bekam man Nachricht von dem Entsatz von Arras, der Kardinal aber widersprach dieser Nachricht so eifrig, und suchte die Unmöglichkeit dieses Entsatzes mit so vielen Gründen zu erweisen, daß noch auf den heutigen Tag die ganze Stadt Tudela glaubt, Arras sey nicht entsezet worden. Einer von den Bedienten des Pedro Miranda, welcher sich damals in Tudela befand, behauptete zwar das Gegentheil, und machte bekannt, was man seinem Principal hierüber aus Paris geschrieben habe, allein der Kardinal blieb fest darauf, daß die Sache nicht möglich sey. Man sieht wohl, das der Kardinal durch dies Betragen den Spaniern zu schmeicheln suchte, und daß ihm nichts daran gelegen war, ob sie mit der Zeit das Gegentheil von seinem Vorgeben inne würden. Genug, daß ihm dieser Windschnitt allenthalben auf seiner Reise gutes Quartier zubereitete und sogar die Sache bis nach Madrid brachte, wohin mancher aus den Provinzen schrieb, der Entsatz von Arras müsse nicht wahr seyn, denn durch

den Kardinal Retz wisse man die Sache besser. Dem König geschah gewissermasen dadurch eine Gefälligkeit, weil man in Spanien nicht gerne etwas für gewiß gelten läßt, was dem Staat nicht vortheilhaft ist; daher mußte auch der Minister an den Duque de Monteleon, Vicekönig von Valencia, schreiben, man sollte dem Kardinal alle Ehre erweisen, und alles zum Vergnügem und zur Bequemlichkeit auf seiner Reise beytragen.

Wir reisen weiter mit unserm Autor, welcher den ein und zwanzigsten Julius (K. 36.) von Zaragoza in Gesellschaft eines Handlungsbedienten und mit einem Empfehlungsschreiben des Duque de Monteleon, an den Conde de S. Estevan, Vicekönig in Navarra, in der Tasche abgieng. Zu dieser und der bisherigen andern Gesellschaft schlug sich ein reisender anonymischer Spanier, der nach der Beschreibung unsers Autors im Aeusserlichen eine Art von Hudibras war, aber doch durch die Gabe einer guten Unterhaltung seinen Reisegefährten die Zeit zu

verkürzen wußte. Er ritt auf seinem Maulthier und hatte sein Felleisen an den Sattelknopf angeschnallt, um sich im Fall der Noth mit den Armen darauf stützen zu können. An dem Sattelbogen hieng zu beyden Seiten der Proviantsack herab, und im Brustriemen vor seinem Thier hiengen in Gestalt der Pistolhulftern zwey lederne Refreadores herunter. So nennt man nemlich in Spanien lederne Flaschenfutter, in welche man Flaschen mit Wein und Eis hineinsteckt, damit der Wein kühl bleibe. Bey jeder Station zog dieser Reisende eine Flasche hervor, trank sie aus, und lies sie im Gasthof wieder füllen. Er war so höflich, den Autor und seine Gesellschaft zur Theilnehmung daran einzuladen, weil diese aber des Flötens auf einem solchen Instrumente nicht gewohnt waren, dankten sie alle, Herrn Bertrandi, den Commis von Miranda weggerechnet, als welcher mit jenem Spanier ein treflliches Duett auf der Weinflasche blies.

Unter vielerley Anekdoten und Schwänken, womit dieser Reisende den andern die Zeit verkürzte,

hat unser Autor drey von dem Duque d'Ossona weiland Vicekönig von Neapel aufgeschrieben, die ich einrücken will, da mir unbewußt ist, ob sie schon in irgend einem Vademekum anzutreffen sind. Der Herzog von Ossona fand einst eine junge Neapolitanische Wittwe spröde, der er es nicht zutraute, weil er wohl wußte, daß sie es nicht gegen jederman war. Seine Spionen hinterbrachten ihm, daß bey ihr ein ziemlich robuster Mönch aus- und eingehe, welcher vermuthlich das Amt habe, die Wittwe in ihrer Einsamkeit zu trösten. Sobald er nun benachrichtigt war, daß dieser masive Tröster abermals einen Besuch abstatte, rückte er mit Häschern vor das Haus der Wittwe, umstellte es, und befahl mit lauter Stimme, daß man die Thür öffne, weil er im Dienst des Königs das ganze Haus durchsuchen müsse. Er drang damit so scharf in die Bedienten der Dame, daß diese keine Zeit hatten, ihrer Gebietherinn von dem Vorgang Nachricht zu geben, und der Herzog gerade ins Schlafgemach kam, als der Mönch am eifrigsten beschäftigt war, ihr Trostgründe zu infiltriren. Er blieb die ganze Nacht im Hause, welches er bewachen lies, bey dem

Mönch und der Wittwe und scherzte nicht wenig mit letzterm über die ganze Begebenheit. Morgens früh um acht Uhr lies er den Mönch neben einem reitenden von der Wache aufs Pferd setzen, und einen Trompeter vorausgehen, mit Befehl, daß sie an jedem Scheideweg von Neapel stille halten, und nach dem Trompetenschall verkündigen sollten: wer einen mitternächtlichen Wittwentröster, der ein Mönch ist, nöthig hat, der soll diesen reitenden darum ansprechen, denn er hat einen guten. Wenn auf diese Weise der Mönch durch die ganze Stadt austrompetet sey, befahl er ferner, soll man vor jedem Kloster stille halten, und anfragen, ob ihm kein Pfaffe verloren gegangen sey. Hätte man, hies es weiter, das Kloster gefunden, dem der Mönch gehöre, soll man ihn dem Prior ausliefern, mit Bedeuten im Namen des Vicekönigs, es möchten Se. Hochwürden ein andermal den Schlüssel der Zelle dieses Mönchs, wenn er schlafen gieng, zu sich nehmen, damit er nicht wieder ausschweifen könne.

Die zweyte Schnurre des Vicekönigs hatte die Züchtigung eines reichen und filzigen Kaufmanns von Neapel zum Gegenstand. Der Vicekönig konnte von seinem Kabinet, welches die Aussicht nach der Seeseite hatte, diesen Harpax zu Stuhle gehen sehen, welcher jedesmal bey diesem Aktus eine Muschelschaale in der Hand zu haben pflegte, vermuthlich um sich den After damit rein zu machen, und das Papier zu sparen. Dies gab dem Herzog die Idee, ihm zu Hinterwischen zu verhelfen. Und er führte diesen Entschluß, wie folgt, aus. Er schickte in seinen Laden und lies auf Kredit drey bis vier der schönsten Ballen Batist ausnehmen. Diese schickte er der Vicekőniginn, mit der Bitte, sie möchte sie in lauter kleine vierfingerbreite vierekige Stückchen schneiden lassen und ihm wieder ins Zimmer schicken. Als er sie da hatte, rief er den Haushofmeister und befahl ihm, diese Läppchen in die schönsten silbernen Geschirre zu legen und sie hierauf durch die Pagen diesem Kaufmann zu übersenden, mit Bedeuten, daß durch dies kleine Geschenk der Vicekönig die grossen Dienste des Kaufmanns ein wenig zu belohnen suche. Und wenn der Kaufmann ein

Trinkgeld geben wollte, solle der Haushofmeister es nicht ausschlagen. Dieser letzte vollzog den Befehl pünktlich und ließ alles dem Kaufmann auf den Tisch stellen, und als dieser jenem einige Pistolen in die Hand drückte, nahm er sie mit eben so wenig Komplimente an, als wenn er ein Arzt oder Gewissensrath wäre, und sagte, daß man die Geschirre wieder abhohlen werde, wenn sie leer seyen. Der Kaufmann begleitete den Ueberbringer des viceköniglichen Geschenkes sehr höflich die Treppe hinab, und stieg voll Begierde, das Traktament in der Nähe zu sehen, wieder die Treppe hinauf. Sehr betretten ward er aber, als er nichts als Läppchen von Batist fand, und wenn er an sein ausgegebnes Trinkgeld dachte, so fiel er in Versuchung, nach dem ersten besten Strick zu greifen. Als er noch in seiner höchsten Betrübnis war, kamen die Pagen, und hohlten die Geschirre ab. Er gab sie zurück, ohne sich von dem Streich was merken zu lassen, der ihm gespielt war, damit er nicht auch noch den Spott zum Schaden hätte. Der Vicekönig und sein Haushofmeister liessen sich nicht das geringste merken, um den Ausgang der Farce nicht

zu verderben. Endlich begab sich nach geraumer Zeit der Kaufmann zum Haushofmeister und wollte für seinen geborgten Batist bezahlt seyn. Dieser antwortete mit Phlegma, man habe ihm ja denselben zurückgeschickt. Der Kaufmann will das nicht glauben und dringt auf eine Audienz beym Herzog. Sie wird ihm gewährt, und da beklagt er sich, daß zum Gebrauch seiner Hohheit seye Batist abgelangt warden, und nun wolle ihn der Haushofmeister nicht bezahlen. Lachend giebt ihm der Vicekönig zur Antwort: nicht für mich, sondern für euch, mein Freund, hat man diesen Batist geholt, und euch wieder geschickt, ohne das Macherlohn für die Wische zu fordern, die doch besser seyn müssen, als die von Austern und Muschelschaalen. Hierüber schämte sich der Kaufmann dergestalt, daß er nicht mehr das Herz hatte, dem Kabinet des Herzogs gegenüber zu Stuhle zu gehen.

Ein dritte Facetia des Herzogs machte drey öffentliche Buhlschwestern von Neapel zum Gespött. Sie waren sehr schön, aber auch so stolz auf ihre

Schönheit, daß sie dem Vicekönig kaum eine Verbeugung machten, wenn sie ihm begegneten. Ihren Hochmuth zu demüthigen, lies sie der Vicekönig einst, ohne daß eine um die andere wußte, zu einer Kollation bitten. Sie kamen aufs beste geputzt, jede nach ihrer Art, und traten so hochtrabend in den Pallast, als ob jede von ihnen die Vicekōniginn selbst wäre. Der Herzog war äusserst höflich und herablassend. Da sie aber dadurch nicht demüthiger wurden, nöthigte er sie, unter dem Vorwand, daß sie bey gegenwärtiger großen Hitze bequemer seyn würden, sich nackt auszuziehen. Daß er dabey die Stelle eines Kammerdieners versehen habe, ist nicht unwahrscheinlich. Als sie nun bis auf ihre Zoccoli (oder Pantoffeln mit spitzigen Absätzen) die sie am Fuß behalten mußten, entkleidet waren, streute der Herzog auf den mit Oel getränkten Boden des Zimmers eine Menge Muscadini (Zukererbsen) und ander kleines Konfekt, und befahl den Dirnen im ernsten Ton eines Vicekönigs, es aufzulesen. Sie glitschten alle Augenblicke auf dem geölten Boden, als wenn sie sich verrenken müßten, fielen nicht selten nieder, standen mit

Mühe wieder auf, und so oft sie sich bückten, schos der Herzog mit Leimenkügelchen auf einer Armbrust nach ihnen. Da sie endlich von Schweis triesten und fast ausser Athem waren, erlaubte er ihnen, sich wieder anzukleiden, und beurlaubte sie mit dem Zusatz: er habe bey dieser Prüfung gefunden, daß sie nicht so robust seyen, als man ihm gesagt habe.

Diese Grammatikhistörchen geben unserm Autor Gelegenheit, etwas über die Witzeley der Spanier überhaupt zu sagen. Sie theilen nemlich die witzigen Einfälle ein in donnosas, oder Possen, wie obige vom Duque d'Ossonna, und andere vom Zapata de Halenquer, einem Mann, der in Spanien war, was weiland Taubmann am sächsischen Hof, oder der Duc de Roquelaure am französischen. Ferner in heroicas, oder sinnreiche Gedanken großer Männer. Bey diesen machen sie Unterabtheilungen, in welche sie die gedankenreichen Sentenzen von Ferdinand, die Sprichwörter von Karl dem fünften, die scharfen Repliken von Philipp dem zweyten

u. s. w. bringen. Die von letzterm werden am höchsten geachtet, die von Karl dem fünften die Sprüche der Tapferkeit, die von Philipp dem dritten Sprüche der Frömmigkeit, und die von Philipp dem vierten Sprüche der Verliebten genannt.

Um von Philipp dem zweyten eines von solchen Bonmots anzuführen, welches Gracian Infanzon in seinem Heroe aufbehalten hat, meldet unser Autor, es sey einst zu diesem König ein Juwelenhändler mit einem Diamant von großem Werth gekommen, welcher sogleich die Bewunderung vom ganzen Hof geworden sey. Der König betrachtete ihn ganz geringschätzig; der Juwelier, ein Portugiese, lies sich aber das nicht anfechten. König, sagte er, siebenzigtausend Dukaten, die in diesem würdigen Sohn der Sonne im Compendium beysammen sind, möchten doch nicht zu verachten seyn. (Sennor, Settanta mil Ducados, que abrevic en este digno Nieto del sol no sonde asquear.) Dem König gefiel diese Dreustigkeit, und er fragte, en que pensevadeis quanda aisteis tanto?

(An wen dachtet ihr, da ihr ihn so theuer kauftet?) Ich dachte, antwortete der feine Portugiese, daß ein Philipp der zweyte in der Welt wäre. Dies Kompliment schmeichelte dem König so sehr, daß er auf der Stelle den Diamant kaufte, und bezahlen lies. Gracian sagt, er habe dadurch die Größe seines Geistes, sowohl im Gefühl für das Schöne des Einfalls, als in der Belohnung des letztern, die königlich wäre, gezeigt.

Nun lenkt unser Autor und ich mit ihm auf die Fortsetzung der Reisebeschreibung ein. Der hudibrastische Reisegefährte verlies nach dem zu Cortes, dem ersten navarrischen Dorf, genommenen Mittagmal die Gesellschaft, und nahm den folgenden Tag den Weg nach Logronna, um in Biscaya zu kommen. Von Cortes gieng hingegen unser Autor nach Tudela, einem Gränzort von Arragon, Biscaya und Castilla, demnach einem Räuberneste voll entlaufenen Mörder und Spitzbuben, die sich da in Sicherheit glauben. Doch, sagte der Reisende, möchten

auch ehrliche Leute drinn wohnen, und etwas Adel, oder wenigstens Leute von besserm Extrakt, als simple Landstreicher. Die Gesellschaft hatte Geleite bey sich, welches beym Abgehen von Tudela sich wollte bezahlen lassen, statt der Bezahlung aber bekamen die Geleitsmänner den königlichen Paß zu lesen und waren damit zufrieden.

Von Tudela gieng die Reise nach Caborosso. (K. 37.) Von da nach Obite, dem ehemaligen Hoflager der Könige von Navarra, einer jetzo zerstöhrten Stätte und nach Tessalia, einem artigen Dörfgen in einer fruchtbaren Gegend, eine Tagreise von Pampeluna entfernt. Mit ihm wollen wir uns jetzo in dieser Stadt ein wenig verweilen.

Pampeluna liegt am Ende einer ziemlich großen Ebene, die unserm Autor nicht sehr fruchtbar zu seyn schien. Ihre Lage ist am Fuß der Pyrenäen, allein in einer solchen Entfernung

davon, daß keine Höhe über die Stadt hinragt. Ihre berühmte Festung geht in erwähnte Ebne hinaus, und ist auf einer Seite von der Natur mit einem beträchtlichen Morast fortificirt. Die Stadt selbst aber hat keine erhebliche Festungswerke, und liegt auf einer Art von Eselsrücken oder abhängigem Hügel, so daß man in ihr, obschon mit gar keiner Beschwerlichkeit, auf- und absteigen muß; und in der Mitte ist ein groser Platz zu Stiergefechten. Die Einwohner sind äusserst unhöflich und befleissen sich des Werks der Handlung wohlgemuth, welches nur in Kriegszeiten nicht so ungehindert, wie sonst, mit Frankreich kann getrieben werden. Die Handelsleute, welche allda die Messe besuchen, sind meistens Franzosen. Was ihnen Mühe macht, ist, wie sie ihr Geld wegbringen, weil die Erlaubnis zur Exportation desselben schwer zu bekommen ist, und theuer erkauft werden muß. Um dies Erkaufen zu vermeiden, bedienten sie sich zu unsers Reisenden Zeiten sichrer und vertrauter Bauersleute, die für ein Procent das Geld nach S. Jean Pied de Port, oder in eines der ersten Dörfer in Niedernavarra trugen. Da diese

der Weg und der Gegend äusserst kundig sind, wissen sie über Felsen und Berge wegzureisen, wo nie ein Gränzbereuter hinzukommen wagt.

Unser Autor war genöthigt, sich um allerley Ursachen willen, womit ich diesen Auszug nicht anschwellen will, drey Tage in Pampeluna aufzuhalten, und übergab dem Grafen S. Estevan sein Empfehlungsschreiben. Er schildert ihn als einen Mann von den feinsten Sitten und einer großen Wißbegierde. Auf seinen Befehl mußte nach dem Mittagessen ein Hauptmann von seiner Garde dem Autor und seiner Gesellschaft die Festung zeigen, weil der Graf wegen Geschäften nicht Zeit hatte, die Fremden selbst mehr zu unterhalten. Diese Festung hat fünf Basteyen, die Philipp der zweyte als eine gute Vormauer gegen Frankreich mit vielem Fleiß und Kosten aufführen lies. Diese Basteyen sind von aussen steinern, und mit sehr schönen Gräben umgeben, in welchen zum Theil, vermuthlich um die Luft zu verpesten, Wasser befindlich ist. Aussenwerke hat diese Festung keine, weil von ihrer schwächsten

Seite die Natur mit einem Sumpfe ihr eine so vortrefliche Schutzwehr gemacht hat, daß die Franzosen mit ihren Schnepfenfüssen unmöglich dagegen anrücken können. Ihrer Wichtigkeit ungeachtet war aber zu unsers Autors Zeiten diese Festung nicht allzugut unterhalten, und statt der Garnison lagen eine ziemliche Anzahl Bauren darinne, diejenigen ungerechnet, welche um dieselbige herum in Dörfern wohnten und auf den ersten Lärmschuß in den Waffen erscheinen mußten. Manche paradirten mit einer donquixotischen alten Lanze, andre mit einem Schiesprügel, die meisten hatten den ritterlichen Degen nicht an der Seite, mit einem Wort, man merkt ihnen nicht undeutlich an, daß sie mehr gewohnt waren, den friedlichen Karst und Dreschflegel, als die kriegerischen Waffen zu führen. Mitten in dieser Festung ist ein von den Kasernen umschlossner großer und regelmässiger Platz zur Wachtparade, und die Kasernen selbst sind mit fünf Gassen durchschnitten, welche gerade zu den fünf Basteyen hinführen. In den Magazinen sah es damals so leer aus, wie in der Goldbörse eines teutschen Schöngeistleins, und der Pulverthurm hatte kein Pulver, daher man

ihn, damit doch was darinn wäre, mit peinlich verhafteten anfüllte. Diese Festung besitzt auch eine vortrefliche Handmühle, die zur Noth eine Roßmühle seyn kann. Sie hat fünf Mahlgänge, und man versicherte unsre Reisende, daß man täglich auf jedem vier und zwanzig Lasten Korn mahlen könne. Der Autor fand die Sache sehr zweifelhaft, und um den Spaniern dies auf eine bescheidene Art zu erkennen zu geben, so sagte er, ihn dünke, ein so weitläufiges Räderwerk könne nicht auf lange Zeit in Bewegung seyn, ohne in Unordnung zu gerathen und unbrauchbar zu werden, und wenn der Verfertiger zum wenigsten nicht so lang lebe, als die Mühle daure, würde es schwer halten, sie benöthigten Falls ausbessern zu lassen. Denn dies Kunstwerk scheine ihm eine ganz besondere Erfindung seines Werkmeisters zu seyn, und schwerlich werde sich ein andrer finden, der seinen Bau, Räder und alle Getriebe so vollkommen verstehe, daß er alles zerbrochene neu herstellen könne. Man gab ihm aber zur Antwort, es finde sich immer dazu ein besonders tüchtiger Werkmeister; und damit es nie an einem solchen fehlen könne, habe er einen Lehrling

unter seiner Aufsicht, welcher das Ausbessern einer solchen Mühle von ihm erlerne. Ausserdem hat die Festung noch drey gute Brunnen, aus welchen Quellwasser geschöpft wird. An Schildwache und Kanonen war damals die Festung nicht reich; unter letztern nahm sich eine schöne Feldschlange aus, mit Frankreichs Wappen und dem Namen von König Franz dem ersten. Den Kommandanten der Festung hat der König unmittelbar einzusetzen.

Bey der Abschiedsvisite hatte der Vicekönig mehr Zeit, sich mit der Gesellschaft zu unterhalten, und sie lernte da an ihm einen großen Staatsmann und Gelehrten kennen. Er sprach mit ihr von der Verfassung der vereinigten Niederlande, von dem Flor der Wissenschaften und der Buchhandlung, und lies hauptsächlich den Verdiensten der Gebrüder Elzevir Gerechtigkeit wiederfahren. Doch konnte er nicht umhin, dabey zu bemerken, daß sich in ihre Druckschriften in Ansehung spanischer Namen und Sachen die entsetzlichsten Druckfehler eingeschlichen hätten, die

ihm so auffallend gewesen wären, daß er sich nicht habe enthalten können, bey diesen Büchern Revisorsdienste zu thun. Würden diese Verleger gesonnen seyn, dahin einschlagende Werke in einer neuen Ausgabe zu liefern, so stehe ihnen sein korrekteres Exemplar zu Dienste. Unser Autor dankte ihm im Namen jener Buchhandlung auf das verbindlichste. Beyläufig flos es in der Unterredung mit ein, daß dieser Vicekönig ein Verwandter des Grafen Pennoranda sey. Auch lies er der Gesellschaft noch einen besondern Reisepaß ausfertigen.

Eine besondere Niederträchtigkeit begieng der Gardehauptmann desselben, um sich von der Reisegesellschaft Guantes de Ambar, das ist: parfümirte Handschuhe (das non plus ultra der damaligen spanischen Gallanterie) zu erbetteln. Er schickte nemlich, als jene sich von Pampeluna wegbegeben wollten, derselben seinen Bedienten in die Herberg, welcher fragen mußte, ob man seines Herrn Handschuhe nicht im Zimmer gefunden habe. Man lies ihn also bald mit dem Kammer-

diener eines der Reisenden alles durchsuchen, wobey sich aber freylich dasjenige nicht finden konnte, was nicht verlohren war. Endlich gieng der Bediente weg, gab aber in der Geberdensprache nicht undeutlich zu verstehen, es wäre eigentlich nicht um der Handschuhe seines Herrn willen, daß er gekommen sey, sondern nur um zu sehen, ob es der Reisegesellschaft nicht etwa einfiele, seinem Herrn einige Paar von den beamberten zu schicken, die aus ihren Mantelsäcken höchstlieblich herausrochen. Da aber, wie das Sprichwort sagt, niemand ein schlechteres Gehör hat, als Leute, die nicht hören wollen, so gab auch die Gesellschaft nicht zu erkennen, daß sie die Absichten des Handschuhhauptmanns merke. Und in der That, fügt der Autor hinzu, hatte dieser Officier Unrecht, gerade die Art von Präsenten zu erwarten, da er wohl hatte denken können, daß durchräucherte Handschuhe im Felleisen eines Reisenden, ein Ding seyen, welches gewissermaßen schon seine Bestimmung hat, und ein Reisender nicht mehr einkaufen werde, als er nöthig zu haben glaubt, um bey seiner Nachhauskunft guten Freunden ein Geschenk damit zu

machen. Allein der Hauptmann war weit entfernt, solchen Betrachtungen Raum zu geben, schickte seinen Bedienten abermals ab, und lies sich mit einem sehr groben Kompliment von den Handschuhen der Reisegesellschaft welche ausbitten. Letztere konnte sich nicht genug über diese trotzige Art zu betteln wundern, lies sich aber im Zumachen und Aufpacken der Felleisen nicht dadurch stören, und gab mit vielem Phlegma zu verstehen, daß es großen Zeitverlust verursachen würde, das Gepäcke wieder aufzumachen, um Handschuhe herauszunehmen, wenn es aber dem Herrn Hauptmann beliebte, wollte man nach Madrid an den Kaufmann schreiben, welcher diese Waare führe, und sich ein Vergnügen daraus machen werde, ihn nach Wunsch damit zu bedienen. Damit liessen sie den Bedienten nach Hause gehen und ritten re quasi bene gesta zum Thor von Pampeluna hinaus. Ihren Weg nahmen sie den Pyrenäen zu, über welche einst ein der Geographie sehr unkundiger Strumpfhändler des jetztlaufenden achtzehenten Jahrhunderts den Admiral Rodney wollte wegsegeln lassen, damit er der Festung Gibraltar zu Hülfe kommen könnte.

Burguette ist das letzte spanische Dörfgen auf diesem Weg, und ehe man dahin kömmt, muß man die berühmte Ebne von Roncevaux bereisen, die in alten Ritterbüchern um der Schlacht willen, die Carlemann gegen die Saracenen verlohr, öfters genannt wird. Kaufleute vom Inselchen Oleron, die öfters diesen Weg zu machen pflegten, und sich an die Gesellschaft unsers Autors für diesmal angeschlossen hatten, zeigten den Ort der Schlacht an, und erwähnten der Traditionen, womit in Betreff derselben das dortige gemeine Volk die Nachfragenden zu unterhalten sucht. Denn dieses Volk glaubt alle Umstände dieser großen Schlacht so genau zu wissen, als ob es ihr selbst beygewohnt hätte. Hier, sagen sie, fiel der große Roland seiner ungeheuern Lanze ungeachtet; dort steht ein Kreutz, das Zeichen der Grabstätte des braven Rinaldo. An dieser Stelle erlagen die douze Piars de France (zwölf Pairs von Frankreich) und an jener rauchet noch das Blut erschlagner Helden und schreyet gegen die Ungläubigen um Rache. Die Kirche unsrer lieben Frauen zu Roncevaux, worinn mancher von den in jenem Treffen geblie-

denen edeln Ritter begraben liegt, sah unsere Reisegesellschaft nicht, weil sie das zuviel würde vom geraden Weg abgeführt haben.

Am Ende der Ebne von **Roncevaux** befindet sich ein Berg, welcher gleichen Namen führt, und unter den Pyrenäen für den höchsten gilt. Und doch war sein Gipfel nicht so, wie die von den benachbarten Bergen beschneit, wovon die Landeseinwohner den Grund darinn finden wollen, daß sie glauben, bemerken zu können, daß dieser Berg im Anfang des Sommers seinen Schnee früher verliere, weil die salzigen Ausdünstungen des benachbarten Meeres zum bäldern Aufthauen desselben nicht wenig beytrugen. In der That eine seltsame Probe von der Physik der spanischen Bauern!

Hier endet der Reisebericht mit einer Parallele zwischen der spanischen und französischen Nation, die ich, so wie das demselben in meinem Exem-

plar angehängte Schreiben über Madrid von einem andern Verfasser übersetzt liefern muß, um das obengegebene Wort zu halten.

Wir weideten, spricht der nun nicht mehr von mir unterbrochene Autor, auf dem Gipfel des Berges von Roncevaux (K. 38.) unser Herz und Auge durch die vortrefliche Aussicht, die da zu haben ist. Auf der einen Seite sahen wir Spanien, welches wir verlassen hatten, auf der andern Frankreich, in welches wir eintretten wollten. Spanien gleicht einem ausgebrannten Felde, bey welchem kahle Berge nur wenige Thäler umschloßen, in denen sich grünende Gewächse und Zeichen von Wohlstand befanden. Frankreich aber legte sich dem Auge dar wie ein Garten, worinn die Natur selbst Terrassen, Vertiefungen, Hügel, Thäler, Staffeln, Brunnen und andere Verschönerungen scheint angebracht zu haben, um der in diesem Garten verbreiteten Fruchtbarkeit mehr Mannigfaltigkeit und schönes Ansehen zu verschaffen. Und obschon die Provinzen

Frank=

Frankreichs, welche wir da sahen, nicht die besten vom ganzen Königreich sind, so schienen sie doch in Gegenhaltung mit den spanischen etwas angenehmes und bewundernswerthes zu seyn. Ich übertreibe nicht, sondern will die Sache nur so ausdrücken, wie sie mich dünkte, und muß daher gestehen, daß ich glaube, wenn am jüngsten Tag die Erde im Feuer untergehen soll, so werden die Flammen in Spanien nicht viel zu verbrennen finden, und in Frankreich zum letzten verlöschen. Denn es scheint schon auf Spanien Feuer vom Himmel gefallen zu seyn, wodurch das ganze Land halb gebraten ist; da hingegen Frankreich nur einer Wärme genießt, die wohlthätig genug ist, um alles zu beleben. Vielleicht irrte jener Wälsche nicht sehr, welcher sich über seine Doktoren der Theologie ärgerte, die in Verlegenheit waren, die Frage zu beantworten, wo das Fegfeuer am besten anzubringen wäre. Für gescheide Leute, sprach er, sollte es da nicht an einem Ausweg mangeln; wüßten die Herren die Landcharte, so würden sie dem Fegfeuer für Europa seinen Platz in Spanien, und dem für die Morgenländer in der Lybischen Wüste anweisen. Ob der Mann

delirirte, oder klug redete, mögen die Väter seiner Kirche ausmachen; ich begnüge mich, hinzuzusetzen, daß mein angegebner Kontrast von Spanien und Frankreich mich nicht abhält, der spanischen Nation alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und die Weisheit, Klugheit, Mässigkeit und andere bürgerliche und religiöse Tugenden zu bewundern, wodurch sich ein großer Theil derselben auszeichnet. Wenn ich also auf der andern Seite, die französische Nation auch lobe, bin ich weit entfernt, es aus Partheylichkeit zu thun. Ich weis, daß die besten Länder nicht immer die ergiebigsten sind, und am meisten berühmte Leute dargeben. Der feinste Kopf unter den Griechen, Ulysses, ward zwischen den Klippen des steinigen Ithaka gebohren, und in der Provence ist eine Gegend, die man la Crau nennt, und ganz mit Kieseln übersäet ist. Wer Grundstücke in derselben besitzt, würde sie um den fettesten Boden anderswo nicht vertauschen, weil auf jenem Wohnsitz der Unfruchtbarkeit selbst, so feine kräftige und wohlschmeckende Futterkräuter wachsen, daß ein Löckchen davon mehr werth ist, als eine ganze Wanne von der fettesten Wiese. Ohne die Gleich-

nisse noch mehr zu häufen, sage ich nur, daß es bekannt ist, daß die Spanier weit fähiger sind, anhaltende Beschwerlichkeiten auszustehen, als Leute, die in Ländern gebohren werden, die mehr von der Natur begünstiget sind. Und man hat die Bemerkungen schon gemacht, daß die tapfersten und stolzesten Spanier diejenigen sind, welche zu den am meisten bergigen Gegenden und den sandigsten Provinzen erzogen werden; daß hingegen die Bewohner von reichern Provinzen weniger kriegerisch sind, und eine minder hochfliegende Einbildungskraft haben. Ueberhaupt aber hat den Römern keine Nation es so schwer gemacht, sie zu unterjochen, als die spanische. Ihr unbezwinglicher Muth, die Schwierigkeiten, mit Armeen im Land fortzukommen, die Seltenheit der Lebensmittel, und die ungeheure Hitze, welche fast auf der ganzen Halbinsel Spanien herrschet, nöthigten die Römer, mehr als sechs und zwanzig Jahre auf die Eroberung dieser Provinz zu verwenden; und wäre sie in unsern Tagen noch eben so volkreich, so würde die Sache einem Eroberer gewiß nicht leichter werden.

Jedoch ehe ich die Feder niederlege, will ich Spanien, ehe ich es ganz aus dem Gesicht verliere, zuerst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und in dieser Absicht muß ich mir die Freyheit nehmen, zu sagen, daß die Unfruchtbarkeit des Landes mehr ein Fehler der Einwohner, als des Landes selbst ist. Hätten sie mehr Betriebsamkeit, und würden sie, statt sich aus Trägheit an ihren elenden Feuerheerden einzuräuchern, das Land fleisiger anbauen, sich auch mehr auf mechanische Künste legen; so würde ihr Land sie nicht stiefmütterlich behandeln, und ihnen alle Lebensnothwendigkeiten reichlich genug darbiethen. Sie könnten zu Haus genug Getreid, Wein, Oel und alle Arten von Baumfrüchten einerndten, um in guten Jahrgängen der fremden Zufuhr entbehren zu können; und wollten sie sich des Landbaues befleißigen, so würden sie in einem solchen Ueberfluß leben, daß nicht allein ihre fruchtbarsten Provinzen die Unfruchtbarkeit der minder fruchtbarn ersetzen, sondern auch, ohne sich zu erschöpfen, von ihren Erzeugnissen in fremde Länder schicken würden. Die vortreflichsten Materialien zu Manufakturwaaren, die Wolle von Segovia, die Seide von Granada,

der Corduan von Ciudad Rodrigo, der andalusische Flachs und Hanf, das Eisen und Kupfer aus Biscaya, und andere wichtige Produkte sollten die Städte mit Künstlern und den besten europäischen Fabrikanten anfüllen. *) Inzwischen wird da so wenig gearbeitet, daß die Produkte roh von den Ausländern aus dem Land gezogen werden, und nachdem sie der Ausländer durch seine Veredlung und Bearbeitung brauchbar im gemeinen Leben gemacht hat, führt er sie wieder ins Land ein, und gewinnt nicht selten seine Auslage doppelt.

Was aber endlich die sittlichen und staatswissenschaftlichen Grundsätze der Spanier und Franzosen

---

*) Daß dieses zum Theil in unserm Jahrhundert geschah, so wenig es auch diesen Reisenden ahndete, ist bekannt.

F. A. W.

betrift, so können die zweyerley Bewegungen, durch welche das Feuer in die Höhe steigt, und die Erde niedersinkt, nicht verschiedener seyn. So lang ich in Madrid war, habe ich mir Mühe gegeben, zu erforschen, ob der Widerwillen beyder Nationen gegeneinander, den man für eine ganz natürliche Sache hält, würklich so gegründet sey, als er es zu seyn scheinet. Allein ich fand, daß er mehr eine Verschiedenheit im Genie und Temperament, als ein wahrer Widerwillen ist, um dessentwillen sich der Franzos weniger mit einem Spanier, als mit einem Teutschen, Welschen, Engländer u. s. w. amalgamiren könnte. Der Spanier und Franzos sind so zu reden besonders gestempelt und dadurch individuell von einander unterschieden. Giebt es aber ausser dieser allgemeinen Verschiedenheit noch eine besondere und hervorstechendere, so ist sie zufällig und beruht auf Nebenumständen, die verursachen, daß nicht blos ein Privatmann gegen den andern, sondern auch ganze Gemeinden gegeneinander gehässige Gesinnungen annehmen. Dies vorausgesetzt muß ich sagen, daß ausser dem Anspruch auf Uebermacht und Rivalität, welchen diese beyde Nationen

schon so lang machen, und auf dessen Betrieb sie durch so manchen Krieg und Streit nur noch hitziger gemacht worden sind, man unter ihnen insonderheit keinen Contrast findet, der größer wäre, als der mit andern Nationen. Auch hat man wahrgenommen, daß so oft die politischen Hinderniße eines guten Vernehmens weggeräumt waren, sie so gut miteinander zu leben wußten, als mit irgend einer andern Nation. Ausser den Franzosen, durch die ich Madrid und Zaragoza bevölkert sah, und die ohne an dem Interesse ihres Vaterlandes theilzunehmen, recht wohl mit den Spaniern auskamen, beweisen dies die Catalonier und Portugiesen. Jederman weis, daß, da diese sich der Herrschaft der spanischen Krone entzogen, und sich vom Gehorsam gegen die Grundsätze der spanischen Monarchen losgeschworen haben, sie in eine so enge Vertraulichkeit mit Frankreich eingetretten sind, daß ungeachtet der verschiednen Neigungen, Leute von diesen zwey Nationen in Paris und Lisboa so gut aufgenommen sind, als in Stockholm oder Warschau, wo ich glaube, daß kein Mensch sich von einer Antipathie gegen dieselben etwas träumen läßt. Die Portugiesen

allein sind sogar noch weiter gegangen, und haben sich den Franzosen in die Arme geworfen, ohne daß die Verschiedenheit der Sitten und Neigungen, gehindert hätte, mit ihnen so gut zusammenzustimmen, als die Flamländer mit den Spaniern, und diese mit den Neapolitanern. Demnach hat sich ein Geist der Zwietracht, des Neides und der gegenseitigen Verachtung unter Spaniern und Franzosen erst blos verbreitet, seitdem beyde Nationen miteinander den Wettstreit um Größe anfiengen, der unter Ferdinand zuerst ausbrach, unter Karl dem fünften hitziger wurde, und unter seinen Nachfolgern endlich so weit gieng, daß beyde Völker einander weder öffentlich noch heimlich mehr ausstehen konnten, und wegen jenes zu ihrer natürlichen Verschiedenheit hinzugekommenen Geistes der Feindschaft einander völlig unerträglich finden. So daß der Spanier nicht blos speculativ und zurückhaltend ist, sondern auch die lustige und gesellige Denkart des Franzosen nicht leiden kann; so daß jener nicht blos zögernd und langsam gefunden wird, sondern sich auch die Schnelligkeit und Thätigkeit von diesem höchst mißfällig seyn läßt; so daß nicht allein der eine

nach dem Takte geht, sondern es auch misbilligt, wenn es ihm der andre nicht nachthut; so daß der erste nicht zufrieden ist, sein Kompliment mit aufwärtsgehendem Hintern zu machen, sondern es dem andern übel nimmt, sich beym Kompliment vorwärts zu bücken. Mit einem Wort, es ist nichts, welches mit der Denkart und den Gewohnheiten einer von diesen beyden Nationen übereinstimmt, und nicht, wegen des erwähnten Geistes der Eifersucht und Zwietracht, der andern mißfällig und verdammlich dünkt. Denn die natürliche Verschiedenheit beyder Nationen ist durch ihre Sucht nach Vorrang und Vergrößerung, woran sie schon lang krank liegen, höher getrieben worden, und der Grund von ihren wechselseitigen Abweichungen in Staatsmaximen. Zuweilen borgt zwar die eine der andern die ihrigen ab und kopirt die feinsten Züge davon, da sie aber zu diesem Geschäft nicht eben dieselbe Hand und eben denselben Pinsel gebraucht, und da es sehr schwer hält, sich in das Kleid des andern so gut zu kleiden, daß Niemand merken kann, daß das Kleid nicht für uns gemacht sey; so ist auch bey jener Nachahmung in politischen Dingen immer etwas gegenwärtig, woran man

erkennt, daß die Grundsätze so wenig, als die, welche in der Sache selbst sich beschäftigen, von einerley Art sind. Die Geschichte des Streits der Venezianer mit Pabst Paul dem fünften ist Beweis hievon. Klar ist es also, daß in politischen Dingen die eine Nation auf der Bahn der andern geht, sie mögen aber gehen, wie und wo sie wollen, so wird es nie in gleichen Schritten geschehen. Man bildet die spanische Staatskunst ab, als eine Person in einem Wagen von Schildkrötenschaale, der von Requins gezogen wird; Man schreibt ihr alle mögliche Geduld und viel Aufmerksamkeit beym Spiel zu, und daß sie die Karten so gut zu mischen wisse, daß der feinste und geübteste Spieler, dadurch in Verlust kömmt. Bey starken Leibesübungen, sagt man, werde sie nie wegen zu großer Geschwindigkeit einen Fall thun, sondern im Ballonspiel warte sie, bis der Ball ihr in den Wurf komme, und fehle sie ihn auch, so tröste sie sich damit, daß ihr der Streich nicht aus Eilfertigkeit mißlungen sey. Durch das tiefeingreifende ihrer Denkart umfasse sie ihren Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung. Sie sehe alle Theile desselben, und bemächtige

sie sich seiner nicht, so geschehe es nicht, weil sie den rechten Fleck zum Angreifen nicht wisse, sondern weil sie zu sehr auf Zeit und Stunde passe, die ihr oft während ihres Wartens und Deliberirens schnell vorbeystreiche, oder von andern entführt werde.

Wahr ist es, daß in Kabinetsgeschäften und wo Negociationen die Hauptsache sind, dieser Unfall der spanischen Nation nicht begegnet. Man weis, daß kein Theil der Regierungskunst ihr vortheilhafter ist, als dieser; weil da ihr auf alle Umstände fixirter Verstand am besten durchdringt, und sie da die meisten Mittel hat, am geschicktesten die Feinheit ihrer Triebfedern in Bewegung zu bringen, da sie zu einer so vorsichtigen und langsamen Operation alle mögliche Masregeln ergreift, von denen guter Erfolg abhängt, der ihr in solchen Fällen um so weniger zu mangeln pflegt, weil sie in der Bearbeitung der Gegenstände nicht übereilt wird. Da hingegen bey Feldzügen sie weder eben den Spielraum, noch die Freyheit hat, eine Sache in eine lange und reiflich überdenkende Berathschlagung zu

nehmen; weil man im Krieg die Zeit und Gelegenheit muß zu anticipiren wissen und genöthigt ist, dem Glück und Zufall mehr zu überlassen, als der Klugheit und dem Raisonnement. Um deswillen kömmt auch die spanische Staatsklugheit zuweilen im Krieg so ausserordentlich zu kurz, daß sie ihre glänzendsten Projekte muß zu Wasser werden sehen, weil sie nicht zeitlich genug die Ausführung derselben anfieng.

Ich muß aber hinzufügen, daß diese Langsamkeit und allzugroße Vorsicht, womit die Spanier zuweilen in politischen Dingen stolpern, weil sie allzusicher auftreten wollen, durch eine andere sehr schätzbare Eigenschaft gewissermaßen vergütet wird. Diese ist eine ausserordentliche Standhaftigkeit im Unglück, und eine rastlose Beharrlichkeit und nicht zu ermüdender Eifer in Verfolgung einmal erlangter Vortheile. Wenn man die heftigen Erschütterungen bedenkt, denen Spanien durch so manche Empörungen, durch den Abfall einer seiner reichsten Provinzen, und durch die Trennung eines ganzen Königreichs ausgesetzt war; wenn man die

Wunden betrachtet, welche diesem Reich durch feindliche Bündnisse, durch verlorne Land- und Seeschlachten, und andere dergleichen Unglücksfälle geschlagen worden; so kann man sich nicht genug wundern, daß es, gleichnisweise zu reden, noch auf den Füssen ist, und so manches Uebel ertragen kann, ohne unterzuliegen, und einen Magen hat, welcher nach Verdauung so widerwärtiger Bissen dennoch den Appetit nicht verliert. Wovon kann man diesen Umstand mit mehr Grund herleiten, als von der langsamen Wärme, welche den Staatskörper belebt, und Ursache ist, daß er sich in seinem Thun nicht übereilt, und leidet, was er leiden muß, ohne sich zu alteriren, und die Heilung seiner Uebel mit Gedult günstigen Zeitumständen überläßt? Ohne Metapher zu sprechen, ist diese langsamwürkende Wärme eine standhafte und wohlregulirte Staatskunst, die sich niemals merken läßt, daß es ihr an Mitteln zu ihrem Zweck fehlen könne, und die nie fähig ist, den Muth zu verlieren, wenn es auch würklich an diesen Mitteln mangelt, und ihr gröstes Verdienst in der Ausübung einer unermüdeten Gedult bey widrigen Vorfällen sucht. Daher zieht sich auch

im Krieg diese Staatskunst nach einem Verlust nicht zurück und steht so zu reden, nicht vom Spiel auf, wenn sie auch noch so unglücklich spielt, sondern hoft immer, sie werde Gelegenheit haben, ihren erlittenen Verlust wieder zu ersetzen; sie mag auch so erschöpft seyn, als es immer möglich ist. Nur nach einem Krieg von achtzig Jahren entsagte Spanien seinem Recht auf die vereinigten Niederlande, und zwar durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen, unter zweyen Uebeln das kleinste zu wählen. Man glaube aber ja nicht, daß nach den Grundsätzen der spanischen Staatskunst diese Entsagung für verbindlich auf ewige Zeiten gehalten werde, und daß sie die Gelegenheit zur Wiedererwerbung des Verlohrnen, im Fall sie sich günstig zeigt, werde ungenützt entgehen lassen.

Eben die Festigkeit im Charakter, welche sie im Unglück auszeichnet, ist auch im Glück zu bemerken. Sie weis sich des letztern auf das beste zu bedienen; und überhaupt muß man gestehen, daß die spanische Staatskunst darinn

etwas sonderbares hat, daß sie nach einem günstigen Erfolg von ausserordentlicher Thätigkeit und Wachsamkeit ist, den Gewinn einer Schlacht ungemein wohl zu verfolgen weis, sich eines eroberten Platzes auf das beste versichern kann, und sich ein nicht unterworfenes Volk sehr gut zu unterwerfen vermag, so auch eines, welches sich von seiner Pflicht entfernt hat, sehr meisterhaft in dieselbe zurückzuweissen versteht, und das Interesse ihrer Verbündeten höchst enge an ihr eigenes anknüpft, und mit einem Wort, nach einem Sieg, die Früchte desselben ausserordentlich vollständig einsammelt, und aus seinem Sieg alles herauszieht, was nur daraus hergenommen werden kann. Sie wird durch das Glück nicht fahrlässig, ihr Muth erkaltet nicht nach einer Schlacht, und sie will lieber den Genus ihres Glückes, als die Vergrösserung desselben; da sie weis, daß die Bemühung um letztere oft allen Nutzen des erstern dahin raft, und ruht lieber am Ziel der Laufbahn aus, als daß sie noch weiter fortzulaufen sucht. Eine nie stillstehende Politik nützt für Staaten, wo der Arm besser ist, als der Kopf, und wo mehr der Wettlauf, als der Preis

desselben, so wie auch mehr die Schlacht, als der Sieg in Betrachtung kömmt.

Noch könnte man zu diesen zwey Vorzügen der spanischen Staatskunst einen dritten setzen, welcher aus eben derselben Quelle abzuleiten ist; nemlich die Fähigkeit, einen wichtigen Entwurf unter der Hülle des Geheimnisses so zur Reife zu bringen, daß er bey seiner öffentlichen Erscheinung, wenn sie erfolgt, jedermann in Erstaunen setzen muß. Denn die Arbeiten der spanischen Staatskunst werden gleichsam unter einem finstern Dach betrieben, und ihre Minen mit der äussersten Sorgfalt für die Verborgenheit derselben angelegt. Sie gleicht in diesem Benehmen einem Menschen, der sich anstellt, als schliefe er, zu einer Zeit, da er am wachsamsten ist, und den Augenblick abpaßt, etwas Großes auszuführen. Die spanische Staatskunst, so ehrgeitzig sie auch sonsten ist, läßt sich unter solchen Umständen sehr gerne gefallen, wenn man ihr Schwäche vorwirft, ihre Macht gering achtet, und diesem Vorurtheil zufolge, sich minder vor ihren Tücken in Acht

nimmt,

nimmt, und sie dadurch in den Stand setzt, einen Feind zu Boden zu werfen, der ihr kaum zutraute, daß sie ein Glied bewegen könne. Unter dem Schatten solch eines Geheimnisses und mit Hülfe solch einer Larve hat sie oft sehr große Vortheile zu erbeuten gewußt; und ohne von dem zu reden, was ihr zu der Eroberung von Sicilien verholfen hat, so weis man, daß sie vor Tarracona und Lerida mit einer Armee erschien, die ungleich stärker war, als der Feind vermuthete. Mit einem Wort, sie hat sich dieses Geheimnis und dieser das Regieren so sehr erleuchternden Vorstellung, wodurch der Schein so äusserst viel von der Realität bekömmt, immer mit so viel Vortheil zu bedienen gewußt, daß wenn sie ihren Angelegenheiten nicht öffentlich zurecht helfen konnte, sie dieselben dadurch heimlich auf einen bessern Fuß setzte. Wenn aber diese kleingeisterischen Grundsätze ihr im Krieg und Frieden nichts helfen können, alsdann nimmt sie ihre Zuflucht zu Traktaten und Conferenzen, wobey sie jedoch eben diese Maximen mit solcher List und Geschicklichkeit anzuwenden weis, daß sie dadurch auch aus Traktaten den erwarteten Vortheil ziehen kann. Bey Negociationen

hat sie einen gewisen Kaltsinn, womit sie den Eifer von andern Nationen und ihren Geschäftträgern vortreflich zu ermatten weis, und führt sie solang auf das höflichste bey der Nase herum, daß sie endlich über die ewigen Conferenzen verdrüßlich gemacht der spanischen Politik einen Theil dessen einräumen, was sie verlangt, und oft mit einem Viertel oder Hälfte der strittigen Sache, sich oben drein die Ruhe zu erkaufen suchen, welche jene sich stellt, nicht geben zu wollen, wenn sie die Schwäche ihrer Gegenparthey einmal kennt, welche meistens darinn besteht, daß dieselbe mit Gedult das zu erhalten wünscht, was sie einmal zu hoffen angefangen hat.

Durch eine Art von wohlbedachter Hartnäckigkeit kömmt also die spanische Staatskunst oft in den Stand, den grösten Widerstand zu überwinden, den man ihr bey Verfolgung ihrer gesuchten Vortheile thun kann, und mit Biegsamkeit entreißt sie, was sie nicht mit Recht und öffentlich würde ertrotzen können.

Ich will aber nun mit meiner Betrachtung nicht länger bey einer Staatskunst verweilen, die ihre so besondere Falten und Schlupflöcher hat und daher blos beyfügen, daß ihr Katholicismus, das ist, wahrer oder falscher Eifer für das Glaubensbekenntnis der römischen Kirche, eine Sache ist, worinn sie sich bessern sollte. Man weis, daß dieser Religionseifer sehr oft ein Feuer ist, welches Spanien zu seinem eignen Schaden erhitzt, und es ganz verbrennen könnte, ohne dadurch bey denjenigen eine Sinnesänderung zu bewirken, welche dadurch sollen auf andere Meynungen gebracht werden. Man weis, daß die Päbste um dieses Eiferswillen Spanien nicht gnädiger sind, und um seinetwillen den Argwohn nicht fahren lassen, Spanien sey einer mit menschlichen Satzungen überhäuften Glaubenslehren nicht sowohl um der ewigen Seligkeit willen, als aus Vergrößerungssucht in dieser Welt, so eifrig ergeben. Mit einem Wort, Spanien erwirbt sich durch seinen Katholicismus nur halbe Freunde, und gewinnt nur einen Theil ihrer Zuneigung durch eben die Mittel, womit es sich andre zu ganzen Feinden macht, die keine Gele-

genheit vorbeystreichen lassen, worinn sie Haß und Abscheu zeigen können. Und in der That ist Spaniens unauslöschliche Feindschaft gegen die Protestanten, vermög welcher es keine in seinen Staaten dulden will, und sie auch, als wenn es Eidespflicht wäre, in dem ihrigen zu verfolgen sucht, ein Cabinetstück, welches die Katholiken selbst, so gut als die Protestanten genug geprüft haben, um nicht zu wissen, daß dabey nichts anders zum Grund liegt, als die chimärischen Gedanken an eine Universalmonarchie. Inzwischen sollte doch die spanische Staatskunst, da Europa und das Christenthum einmal die bekannte Beschaffenheit haben, diesen Gedanken völlig aufgeben. Denn es ist zu bemerken, daß die zwey Partheyen, in welche das Christenthum heutzutag getheilt ist, einander beynahe gleich sind, und würden sie in einem Religionskrieg ihre Macht gegeneinander in Thätigkeit setzen, so würde es lang ungewiß bleiben, welche von beyden den Sieg erwerben könnte, und vielleicht würde die katholische Parthey, aller päbstlichen Unterstützung unerachtet, denselben nicht erhalten. Die spanische Saatskunst sollte bedenken, daß der Katholicis-

mus eine sehr üble Maske ist, die sie ihrem Staatsinteresse umgeworfen hat, und daß letzteres, so sehr es sich immer zu verstellen suche, doch allzeit bald erkannt und seine Geheimnisse ans Taglicht gezogen worden. Auch sollte sie näher betrachten, wie wenig Nutzen sie davon hat, ihren Grundsätzen zu folgen, da dieselben eine ganze Ligue wider sie auf bringen, und eine andre sich nur zur Hülfe geneigt machen können; nicht minder ihren Feinden Gelegenheit geben, sich der Zahl nach zu vermehren. Ich will damit sagen, sie sollte sich in die Gränzen ihres zeitlichen Interesse einschränken, ohne damit das Interesse der Religion zu vermengen. Denn Gott hat letztere nicht eingesetzt, damit die bürgerliche Gesellschaft dadurch zu Grund gerichtet werden soll. Spanien sollte, mit einem Wort, nicht so sehr das Kreutz vor den Protestanten machen, sondern sie leben lassen und mit ihnen leben, und dadurch beweisen, daß es sich von dem Gelübde (wenn anders ein solches existirt) losmachte, an ihrem und ihrer Kirche Untergang nach Möglichkeit zu arbeiten. Aus dieser Besserung seines Betragens würde Spanien zwey grosse Vortheile ziehen: erstlich

würde es sich, wenn es minder Antheil an den Angelegenheiten des römischen Hofes nähme, von der Last befreyen, demselben immer zu Dienste zu stehen; und zweytens würde es der Krone Frankreich weit fürchterlicher werden, wenn es ihr einen Theil der Zuneigung der Huguenotten entzöge, welche sie ganz zu besitzen glaubt, seitdem sie so klug war, sich zu entschliessen, den Protestanten nicht mehr offenbare Merkmale von Abneigung zu geben, und einen Gegenstand zum Anlaß einer Verfolgung mit Feuer und Schwerdt zu machen, welcher blos mit Andacht, Menschenliebe und Duldsamkeit die Gemüther alle durchdringen sollte, welche sich seiner Betrachtung widmen.

Da ich nun das System der spanischen Staatskunst dargelegt habe, so wie ich es habe kennen lernen, sollte ich nun auch das französische entwerfen, wobey man einen Theil der Ausdehnung und Macht von Frankreich würde zu sehen bekommen, und durch diese Vergleichung beurtheilen könnte, welche von beyden feindlichen Mächten

wohl den Sieg über die andre davon zu tragen vermöchte. Allein die Form der französischen Staatskunst ist so unbestimmt und ihre Grundsätze so veränderlich, daß Stunden und Augenblicke nicht flüchtiger als diese seyn können. Inzwischen ist die spanische Politik ein vortrefliches Correktiv für die französische, so daß, wenn es auf der einen Seite schwer ist, die letztere zu schildern, wenn sie in ihren Operationen am schnellsten verfährt, und an Geschwindigkeit beynahe dem Lauf der Himmelskörper zu vergleichen ist, man auch auf der andern Seite beynahe gar nicht bestimmen kann, welche von diesen beyden Politiken die stärkere ist. Wenigstens läßt der beständige Kampf, worinn sich beyde miteinander befinden, und wobey doch keine unten zu liegen kömmt, diesen Punkt sehr problematisch bleiben. Man könnte sagen, beyde Staatskünste hätten unter sich alle Geschicklichkeit eines Fechtmeisters getheilt; doch so, daß die eine besser mit dem Pariren umgehen kann und eine gelenkere Faust hat, die andre aber einen geschwindern Stoß führt und weitere Ausfälle zu thun pflegt. So hat die Vorsehung, um die Tapferkeit dieser zwey

Nationen beynahe auf einen Punkt der Gleichheit zu erhalten, der Lebhaftigkeit und dem durchdringenden Witz der einen, die Standhaftigkeit und Klugheit der andern entgegengesetzt, so daß, was der einen an Schnelligkeit abgeht, durch die Aufmerksamkeit ersetzt wird, die sie auf alles richtet, was sie thut, und daß die andere den Abgang von Vorsicht und Langsamkeit, welcher ihr nachtheilig seyn könnte, durch den unglaublichen Eifer vergütet findet, womit sie alles anzugreifen weis. Daher sind sich die Triumphe beyder Nationen beynahe gleich, und guter und schlimmer Erfolg ihrer Unternehmungen so vermischt, daß keine der andern sehr in Rechnung stehen bleibt, wenn man abzieht, was in unsern Tagen (nemlich im siebenzehnten Jahrhundert) geschah, wovon man den Ausgang noch erwarten muß.

Dem ohngeachtet muß man gestehen, daß durch die Schnelligkeit der Franzosen, wenn sie mit Witz und Urtheilskraft zur Anwendung gelangt, und das Feuer, womit sie verbunden ist, sie

nicht verblendet, weit andere Würkungen zu Stande kommen, als durch die noch so klar sehende Aufmerksamkeit und Rückhaltung der Spanier.

Denn jene Schnelligkeit ist zu den heldenmäßigsten und wunderbarsten Dingen fähig. Sie zwingt die Angelegenheiten eine andre Gestalt anzunehmen, und das Glück und den Sieg, auch wann sie auf eine andre Seite übergehen wollen, noch auf jener Parthie zu bleiben. Durch ihr Voraussehungsvermögen anticipirt sie den Eintritt von Unglücksfällen, und durch ihre Thätigkeit den Gebrauch der Mittel dagegen. Mit einem Wort, zu gleicher Zeit hat sie ihr Aug, ihre Hand und ihren Muth auf allen Dingen, die ihr nützen oder schaden können: mit dem erstern sieht sie, was sie suchen oder meiden soll; mit der andern ergreift sie das nützliche und stößt das schädliche zurück, und mit dem dritten hält sie sich unter allen Lasten der Arbeit aufrecht und kömmt durch seine Beyhülfe oft dahin, wohin ihre Kräfte nicht reichen können, und endlich mit allen dreyen zugleich verhaut sie auf einer Seite dem

Uebel den Weg und öffnet ihn auf einer andern Seite dem Guten, welchem sie zugleich entgegengeht. Hingegen der spanische Tiefsinn läßt durch seine kaltsinnige Unentschossenheit und langes Deliberiren öfters die Frucht seiner schönsten Unternehmungen verderben, weil er zwar subtil genug ist, die Mittel zur Ausführung eines Plans auszuforschen, aber zu langsam in der Ausführung selbst verfährt. Daher darf man sagen, es seyen alte und abgenutzte Vorwürfe, wenn man die französische Staatskunst beschuldigt, ihre Geschwindigkeit vereitle oft ihre Unternehmungen; ihr Fleiß sey nicht immer der Fleiß der Klugen, und sie verfahre zuweilen mit so wenig Ueberlegung, daß sie auf nichts Achtung gebe, und daß, weil sie mehr Hand und Fuß, als den Kopf gebraucht, sie sich oft unvermuthet in große Verlegenheit setze, und mit einer Art von Bestürzung in ihr Unglück renne, wobey sie so wenig Herr von sich selbst sey, daß von ihrem eigenthümlichen Muth in ihrem erschrocknen Zurückweichen keine Spur könne angetroffen werden. Ich nenne dies abgenützte Vorwürfe, weil sich Frankreich in unserm laufenden (siebzehnten) Jahrhundert durch sein Be-

nehmen gründlich dagegen gerechtfertiget hat. So daß man es nur der vergangnen Zeit in Anrechnung bringen muß, wenn sein eigenthümliches Feuer noch nicht genug gereinigt, und jene übermäsige Hitze noch nicht temperirt war, um welcher willen die Nation immer gut anfieng, und schlecht aufhörte, und nur mit einer Art von blinder Wuth sich an Unternehmungen wagte, welche sich beym ersten Mislingen in panisches Schrecken verwandelte. Heutzutag aber darf man von Frankreich behaupten, es fliehe nicht wie ein Haase, wenn es zuvor einen Löwen angegriffen hat. Wenn die weitgehenden Plane dieses Reichs nicht immer mit gutem Erfolg ausgeführt werden, so muß man doch gestehen, daß es dieselben sehr oft auf eine rühmliche Art aufzugeben weis, und sich dabey nicht ganz aus der Fassung bringen läßt, wie auch, daß Geschwindigkeit, wenn sie mit Einsicht und Urtheilskraft verbunden wird, eben so oft die Mutter, als die Stiefmutter des Glücks ist. Alexander eroberte alles, da er nichts auf den andern Tag übrig lies, und bey Cäsar war immer zwischen Ueberlegung und Ausführung nur ein Augenblick; weil er fürchtete,

die Größe eines Entwurfes möchte ihn bey einer nähern Prüfung erschrecken; oder er möchte sich durch langsame Betrachtung derselben selbst um die Gelegenheit zur Ausführung bringen. Man kann aber zum Beschluß noch sagen, daß, gleichwie die Schnelligkeit jener beyden Helden fast immer das Glück zur Gefährtinn hatte, weil beyde zu ihren Unternehmungen eine ausserordentliche Fähigkeit mitbrachten, und daß, gleichwie die Langsamkeit und Vorsicht von Fabius Maximus und dem großen Gonsalva Staaten wiederherstellte und Reiche eroberte, weil sie nicht eine Folge von Trägheit und Schwachherzigkeit war; eben so jede von den zwey geschilderten Nationen, nach Masgabe der bey ihr vorstechenden politischen guten Eigenschaft, ihre Fehler durch Ueberlegung und Einsicht mässigt und einen guten Magen hat, um zu verdauen, was das Glück vorsetzt, obschon auch die eine von beyden öfters einen Magenkrampf bekömmt, der sie zum Erbrechen zwingt, und die andre von Kopfschmerzen befallen wird, die sie nöthigen, die Ruhe zu suchen. Lebte Kaiser August zu unsern Zeiten, so dürfte man glauben, er habe durch sein Festina lente andeuten wollen,

daß aus der Schnelligkeit der Franzosen und Langsamkeit der Spanier ein Ding zusammengesetzt werden könnte, womit die Universalmonarchie am gewissesten zu Stande zu bringen sey. So weit unser Reisender.

Das folgende Schreiben über Madrid ist von de Sercy seinem Herausgeber an Mademoiselle, Ihro königliche Hohheit von Frankreich dedicirt, welcher Umstand seiner Authenticität wegen anzuführen war. Die Jahrzahl ist zwar nicht am Schluß ausgedrückt; inzwischen ist es wahrscheinlich von gleicher Zeit mit den Briefen der Gräfinn Aunoy und der oben epitomirten Reise. So viel zur Vorrede, und nun das Stück selbst.

Mein Herr!

Da ich Ihnen von meiner Ueberfahrt von Genua nach Barcelona und von den Gefahren Nachricht ertheilte, welche ich zur See überstand, so mache

ich mir und Ihnen billig auch das Vergnügen, meine Beobachtungen über das gemeine Leben von Madrid mitzutheilen, wozu mir mein Aufenthalt in dieser Stadt Gelegenheit gab. Man hält die Madrider Lebensart für das Compendium der ganzen spanischen, und so wie ich sie fand, ist der gröbste Bauer in Teutschland, gegen den galantesten Spanier gerechnet, ein wahrer Hofkavalier.

Jedoch, um meine Nachrichten methodisch niederzuschreiben, fange ich von allgemeinen Dingen an, und muß demnach sagen, daß die Madrider Erde aus nichts als aus Sand und Feuersteinen besteht, und wenn sie noch ein Produkt liefert, so ist es mehr eine Satyre auf die Faulheit ihrer Bewohner, als ein Dokument ihrer Fruchtbarkeit.

Der Nachttopf eines Kranken, der den Stein hat, kann unmöglich sandreicher seyn, als die Wasser von Madrid; und da sie sehr fein und

flüchtig sind; stehen sie auch leicht ab. Daher muß man die Teutschen entschuldigen, wenn sie sich in Madrid blos an den Wein halten; obschon derselbe so schlecht ist, daß ich nicht glauben kann, ich hätte in Madrid einen einzigen Tropfen ächten spanischen Wein getrunken. Denn die Weinschenken machen aus ihm eine Art von Mittelding durch einen sehr reichlichen Zusatz von Wasser, so daß der Autor, welcher unter dem Titel, der Gesichte in der Hölle, eine Satyr über Madrid schrieb, ihnen darinn mit den Aquadores, oder Wasserträgern, einerley Quartier nicht mit Unrecht anweist. Was mir den Wein am meisten vereckelte, war, daß ich, um ihn in meinen Magen zu bringen, ihn aus einem andern Magen herausnehmen mußte. Statt der Fässer hat man nemlich hier einen magenähnlichen Schlauch von Bockleder, Pellejo genannt, welcher dermassen verpicht ist, daß man bey jedem Tropfen Wein daraus, glaubt, man trinke einen Schusiker mit seiner ganzen Werkstätte.

Was das Flußwässer betrift, so habe ich seinen Gehalt noch nicht erforschen können. Denn der Fluß Mansanares existirt nur in den Werken der Dichter. Wahr ist es, daß Kaiser Karl der fünfte die sehr prächtige Puente Segoviana, oder Segoviabrücke, über denselben bauen lies, und von einem Gesandten, dem er sie zeigte, die bekannte Antwort: menos puente o mas aqua bekam. Ich glaube aber, der gute Kaiser begnügte sich nur an dem Bau der Brücke, und überließ den Nachfolgern, den Flus zu machen, so daß er, wie man bey uns zu reden pflegt, den Henkel vor dem Krug verfertigte. Denn um Wasser für den Mansanares zu finden, müßte man Brunnen graben; und daher sagt man von ihm: er warte auf Wasser, wie die Juden auf den Messias. *)

Doch

---

*) Esta puente espera il Rio como los Judios e Messias. Daß inzwischen diese Brücke nicht

Doch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich einmal Wasser in diesem Flüßgen gesehen habe, das ist aber nicht zu seinem Lob; es müßte dann ein Lob seyn, wie es der französische Reimschmied Saint Amand in seinem Gedicht la Rome ridicule dem Tiberstrom gab. Diese Wasserpracht von einem halben Tag verdankte der Mansanares nur dem Koth und gelben Wasser einer übergelaufenen Chloake; und nachdem sich das wieder verlaufen hatte, könnte man wieder trocknen Fußes durch ihn durchgehen. Daher auch der spanische Dichter Gongora ihn in einem seiner Gedichte anredet:

Wie? hat, o Strom, der Esel,
Der dich gestern
Aus seiner Blase fließen lies,
Dich heut gesoffen: *)

---

immer im Trocknen stehe, weis man aus Baretti, welcher versichert, daß der Mansanares oft dermaßen anschwelle, daß ohne diese Brücke alle Communication zwischen Madrid und den Lustschlösser abgeschnitten wäre.

*) Beviote un Asno ager y oy te
— — ha mea do.

Was die zwey übrigen Elemente anlangt, so sind sie da dergestalt untereinander gemengt, daß die Luft nichts ist, als Feuer, und daß es beynahe noth thäte, man wäre ein Geschöpf wie der fabelhafte Salamander der Alten, um nicht an der eingeathmeten Luft zu sterben. Nichts besänftigt die Causticität der Luft, als ein gewisser Wind, welchen man in Spanien Gallego, und im Französischen Vent d'Avial nennt, und der so schlimm ist, wie das Völkgen, von dem er seinen Namen hat; nicht minder so durchdringend scharf, daß, wann er wehet, ein geöfnetes Fenster einen Menschen contrakt machen kann, und durch ihn die Venusseuche aus einem Frauenhaus in das nächste Kloster hineingewehet wird. Daher es nicht immer, wenn man die Lustseuche bekömmt, eine richtige Schlußfolge ist, man sey damit von den Putas beschenkt worden, weil diese Waare in einem heiligen Hause so wohlfeilen Kaufes ist, als in einem profanen.

Aus jener Ungleichheit zwischen Wärme und Kälte entspringen bey den Spaniern zwey Ge=

wohnheiten, welche die Art, sich zu kleiden und zu gehen betreffen. Um sich gegen den Gallego zu bewafnen, kleidet man sich im Sommer so dicke, wie im Winter; und alle Kleidung ist zu jeder Jahrszeit so gefüttert und mit Baumwolle unterlegt, als wenn man über ihr einen ehernen Panzer tragen müßte. Doch thut man den Spaniern nicht Unrecht, wenn man glaubt, diese Art sich zu kleiden sey nicht minder üblich bey ihnen, um den Piojos, das ist, den Filzläusen, warmen Aufenthalt zu geben. Denn diese vielfüssigen Insekten glauben sich in Spanien so gut von Adel, als die Spanier selbst; und lieben daher auch nur den Aufenthalt bey Leuten, die von sehr hohem Rang sind, werden auch zahlreicher angetroffen, je vornehmer der Herr oder die Dame ist, bey welcher sie Quartier genommen haben.

Die zweyte Gewohnheit ist, um die innere Hitze nicht durch die äussere oder fremde zu vermehren, daß die Spanier keinen andern Schritt, als den Spiesbürgerschritt führen, wobey es schwer abzusehen ist, ob man vorwärts oder

rückwärts geht. Auch im Tanzen sind die Spanier so bescheiden, daß ihre Sprünge weit eher dem Kompliment einer Karmeliternonne oder eines Podagristen, als den Luftsprüngen eines französischen Tänzers gleichen.

Sie glauben vielleicht, mein Herr, daß man hier die fehlerhafte Luft mit den berühmten spanischen Rauchkerzen verbessert? Die Rauchkerzen in Madrid bey Tag sind nichts anders, als der auf die Gassen geflossene nächtliche Unrath mit den Unflätereyen von 30000 privilegirten Buhlschwestern und 10000 Venuskranken, welche den vornehmsten Theil der Madrider Einwohnerschaft ausmachen. In London heißt man einen der schönsten und wohlgebautesten Plätze Coventgarden, oder den allgemeinen Garten. Ganz Madrid aber ist ein allgemeiner Abtritt, der keine Abtrittfegerinn hat, als die Sonne; und ist wahr, was weiland einige Philosophen träumten; daß nemlich die Gestirne sich von den Ausdünstungen der Erde nähren; so glaube ich, daß die lieben Sterne nirgends eine schlechtere Kost genießen, als hier.

An diesem Schmaus darf auch ich theil nehmen, und insofern mich rühmen, ein Gast an der Tafel der Götter zu seyn, und zweymal einerley Speise zu geniessen. Vielleicht ist bey den Spaniern der Hochmuth schuld, daß sie glauben, ihre schmutzigsten Handlungen (dergleichen andere Nationen zu verbergen sich alle Mühe geben) verdienten einen Platz in der Universalhistorie. Denn sie verrichten ihre Nothdurft öfters auf Blättgen Papier; eben als wenn es Werke wären, die des Druckes gewürdiget werden dürften, und um diese Schweinereyen noch berühmter zu machen, und gleichsam auf den Fittigen des Ruhms herumfliegen zu lassen, werfen sie dieselben Papiergen unter dem Namen der fliegenden Drachen in die Luft. Ich würde, mein Herr, ihre züchtigen Ohren ziemlich beleidigen, wenn ich über diese Quarkmaterie noch mehr Erläuterung geben wollte, und bemerke, daß es ein großer Fehler von mir war, nicht gleich anfangs Aquava oder Kopfweg! zu rufen, wie die Spanier thun, wenn sie den Kammerpott zum Fenster hinausschütten. Doch müßten Sie, mein Herr, eine sehr gute Nase haben, wenn sie die spanischen

Excremente von Madrid bis nach Wien sollten riechen können. Nur will ich beyfügen, daß die Spanier den Degen hochtragen, damit sie nicht bey jedem Schritt ein Häufgen abgipfeln, womit die Straßen ganz gepflastert sind, und einen weichen Gränzstein verrücken, den sie sich doch nicht schämen, am hellen Tag und im Angesicht aller Leute selbst zu setzen. So wie in andern Dingen, so legen auch die spanischen Frauenzimmer bey dieser Verrichtung alle Schamhaftigkeit ihres Geschlechtes beyseite, und die alten Frauen warten derselben öffentlich ab, damit man sehen möge, daß sie noch am Leben sind, und ihre Artillerie noch schußfähig sey. Junge Mädgen sind freylich damit geheimer, weil sie fürchten, durch die Form des Abdrucks die Form des Modells zu verrathen.

Doch giebt es auch welche, die mit ihren Naturalien nicht so geitzig sind, um sie nur Leute von Adel sehen zu lassen, sondern sich ein Vergnügen daraus machen, sie näherer Prüfung Preis zu geben, wenn nur die Sonne nicht darauf

scheint. Zu dieser Parade wählen sie sich des Nachts das Ufer des methaphisischen Flußes Mansanares, wobey ihnen die Dunkelheit so gut zu statten kömmt, daß ihr Gesicht, als der Theil, welcher über ihre Nacktheit erröthen könnte, am wenigsten bekannt wird, und blos eine stumme Rolle spielt. Der Sinn des Gefühls aber, als welcher am wenigsten zu scandalisiren ist, nimmt sich da in gröster Sicherheit alle mögliche Freyheiten heraus, und durch ihn kommen auf dergleichen nächtlichen Spatziergängen ein Pater und eine Sennora so nah als möglich zusammen, wenn sie schon einander des andern Tags in der Kirche nicht mehr zu erkennen vermögen.

Um alles in der Ordnung zu schreiben, muß ich nun melden, was ich in Ansehung der Schönheit, Charaktere und Art des Umgangs am Madrider Frauenzimmer bemerkt habe. Man ruft die meisten für sehr gefällig aus, und behauptet, daß auch die keuschesten nicht böse über Gelegenheiten seyen, wobey sie von ihrer Sprödigkeit was nachlassen können. Solange sie noch ver-

schleyert giengen, durfte man sie für schön halten; seitdem sie aber auf königlichen Befehl sich mit aufgedecktem Angesicht zeigen müssen, habe ich meinen hohen Begrif von ihrer Schönheit ziemlich herabgestimmt; und mich dünkt, die Frömmigkeit hätte dem König kein besser Mittel an die Hand geben können, um dadurch die Unzucht seiner Residenzstadt zu bezähmen. Uebrigens ist es wahr, daß, wenn die spanischen Frauenzimmer auch ohne Schleyer oder Maske erscheinen, ihr Gesicht dennoch verstellt ist; denn sie belegen es so dick mit Schminke, daß man vor lauter Kunst daran, die Natur nicht zu sehen bekömmt. Bejahrte Frauenzimmer halten den Namen einer alten Hure für kein Schimpfwort; und junge Mädchen nehmen es übel, wenn man sich merken läßt, daß man sie für Mocetonas (unberührte Jungfrauen) halte; denn sie machen daraus den Schluß, daß man ihnen hiedurch wenig Schönheit und Verdienst zueigne; und giebt es ja noch eine Jungferschaft, so findet sie sich in Klöstern; und auch da ist sie nicht freywillig. Bey uns gewährt ein Frauenzimmer die letzte Gunst, wenn ihr die Ehe versprochen wird; in Spanien aber das

Gegentheil. Wollen Sie mich, sagen sie, zur Ehe, so geschicht es nicht; wohl aber, wenn Sie mein Liebhaber seyn wollen. (Se para marido, nò, se para amancebado, si.) In den Ehekontrakten behalten sich die Frauen einige Tage im Jahr vor, an welchen sie nach Gefallen und ohne verantwortlich zu seyn, ausschweifen dürfen. Mit einem Wort, wenn sie auch nicht verbuhlt sind; so scheinen sie es doch zu seyn. Dessen ohngeachtet sind sie fleißig in der Kirche, ihre ganze Andacht aber scheinet in einem Gebeth, um reiche und vermögende Liebhaber, zu bestehen. Auch haben die Beichtväter alles Mitleiden mit diesen schwachen Werkzeugen und dispensiren sie sehr leicht von dem Fleischessen zur Fastenzeit, damit sie die übrige Zeit des Jahrs mehr Kräfte zu sündigen haben. Wenn es ja ein spanisches Frauenzimmer noch weit in geistlichen Dingen gebracht hat, so glaubt es, der kürzeste Weg zur Seligkeit sey, in der Jugend zehntausend Thaler zu erhuren, um sich dafür nach dem Tod Seelenmessen lesen zu lassen.

Bey all dem Hang zur Unzücht will das spanische Frauenzimmer, gleich den Aerzten geehrt seyn, weil man sie braucht, und lassen sich also starke Bewerbungen um das thun, was sie selbst wünschen. Ihre Landsleute haben die ausschweifendste, fast bis zur Anbethung steigende Hochachtung für sie; und wenn ein Mann es auch noch so gewiß weis, daß er gemurrayt worden ist, wird er sich doch nicht selbst, sondern nur durch Mittelspersonen darüber beschweren. Hiezu lassen sich hauptsächlich die Beichtväter gebrauchen, die, um beyde Theile wiederum zu Frieden und Einigkeit zu bringen, die ganze Schuld des übeln Hausstandes auf ihre Schultern laden. Die Bedingung der Aussöhnung ist gemeiniglich: die Frau soll ihrem Mann Genugthuung geben, wobey sie ihm aber nichts als ihren Respekt entrichtet. Wenn die Frauen, um den Mann desto gewisser zu begütigen, zu dieser Respektsbezeugung noch etwas von Geld zulegen, so wird der Mann gemeiniglich so zufrieden damit, daß er künftighin ihrer Freyheit nicht die mindesten Gränzen zu stecken wagt. Die Frauenzimmer fahren gerne spazieren, wenn es sie nemlich kein Geld kostet;

daher schämen sie sich auch nicht, den ersten besten Liebesritter auf der Straße darum anzusprechen, ihnen eine Sylla, das ist, eine Miethkutsche zu bezahlen. Und ob es schon ihre Gewohnheit nicht ist, jemanden unentgeldlich zu tragen, wollen sie doch, ohne was dafür zu geben, getragen seyn; und der stolze Dank für eine bezahlte Spazierfahrt ist: der Herr ist mir verpflichtet, denn ich verdiene mehr als das.

Ihre Schappinen sind eine Art von Stelzen, oder an die Füsse geschnallte Theater, und sind so hoch, daß die Personen, welche sie tragen, um die Helfte kleiner sind, so bald sie dieselben ablegen. Da diese Schappinen mit Gold- oder Silberblechen beschlagen sind, und das Gesicht der Frauenzimmer mit Stukadorarbeit beschmiert ist; könnte man sagen, sie seyen die Bildsäule Nebukadnezars; aber umgekehrt. Bordelle sind in Madrid keine öffentliche Häuser, denn jeder hat eins in seinem eignen Hause, wenn auch nur die Mutter und die Tochter darinn wäre. Und da es unter die Vorrechte des spanischen Adels

gehört, einen Ofen und ein Bordell im Hause zu haben; so darf man es den sich allerseits adelich glaubenden Spaniern nicht übelnehmen, wenn sie sich alle Mühe geben, dies Privilegium nicht zu verlieren.

Jedoch ich eile zu heiligen Dingen, um nicht länger bey so unheiligen Gegenständen verweilen zu müssen. Um in Spanien ein guter Geistlicher zu seyn, ist es genug, wenn man nur kein Alumbrado ist. Und was ihre Doktoren der Theologie betrift, so kann der eine Theil nicht ein Wort Latein, und der andere kann es nur errathen. Man sieht hieraus den Finger Gottes, daß die Vulgata eine so plumpe Uebersetzung ist; denn wäre die Schreibart derselben edler, so würden die Spanier die Bibel für einen Alcoran halten. Sie wissen nie etwas recht, als wenn sie es allein wissen, und wären die Weiber Wissenschaften, so würde in Spanien niemals ein Ehbruch erfolgen.

Die meisten Priester nennen sich Licentiatos, nicht als ob sie auf einer hohen Schule wirklich Licentiaten geworden wären, sondern weil man sie in den Seminarien, gleich unnützen Soldaten bey einer Armee beurlaubt hat. Ich bilde mir ein, daß so wie man in Spanien fünferley Schneider nöthig hat, um vollständig gekleidet zu seyn; so sind auch zu einer guten Beicht soviel Beichtväter nöthig, als es Sünden giebt. Denn ihre theologische Wissenschaft mag niemals über die Kenntnis einer einzigen Sünde hinausreichen. Damit will ich eben nicht sagen, daß sie nicht öfters alle sieben Todsünden begiengen, man kann aber glauben, Gott verzeihe es ihnen gewiß, weil sie nicht wissen, was sie thun.

Beynahe so unschuldig, wie der geistliche Stand, ist der Adelstand. Sein großer Fehler ist der Hochmuth, und der geht so weit, daß, wenn ein Spanier seine Frau in den Armen eines Bürgerlichen Ehbruch könnte treiben sehen, er gewiß nicht hinschauen würde, aus Besorgnis, den Ehbrecher grüßen zu müssen. Man hält die Spanier für sehr rachsüchtig; allein ihre Feindschaft muß doch

so unversöhnlich nicht seyn, weil ihre meisten Feinde zugleich Freunde von ihren Frauen sind. Haben sie einen Streit auszumachen; so thun sie es auf eine königliche Weise, nemlich hundert stehen gegen Einen, wenns möglich ist. Und von hinterlistigen Ueberfällen sind sie so sehr Liebhaber, daß sie in allen Straßen, wo ein Meuchelmord vorfiel, Kreuze als Siegeszeichen mit der Ueberschrift aufsteckten: A qui matarono un hombre. (Hier haben wir einen Mann umgebracht.) Doch sagt man, daß sie in fremden Ländern etwas mehr Bravour zeigen, welches wohl daher kommen mag, daß sie daselbst den Weg zur Flucht nicht so gut wissen, und also weit eher genöthiget sind, Stand zu halten.

Aus der Kriegskunst machen sie eine blos theoretische Wissenschaft, und glauben, für sie sey es genug, daß ihre Voreltern Kriegshelden gewesen seyen, und die Tapferkeit könne, gleich einem Majorat forterben.

Wer wissen will, was ein lumpiger Kerl auf einem schönen Pferd für eine Figur macht, komme nur nach Madrid, wo er den Baron vom Schuhflicker nicht würde unterscheiden können, wenn beyde reiten, im Fall sich nicht jener durch seine große rothe und grüne Kreutze auf dem Mantel zu erkennen gäbe. Um ein spanischer Edelmann (Hidalgo) zu seyn, ist es genug, zwey christliche Ahnen aufweisen zu können, und kein spanischer Edelmann nimmt es übel, Pfaffen in seinem Stammbaum zu haben, daher sich auch alle Dons nennen lassen.

Was den dritten Stand, oder Pöbel anbelangt, so findet man in Spanien keinen, als die Alcheutes, oder Liebesbriefträger, die von den Spaniern um deßwillen Terceros genannt werden. Der elendeste Picaro, das ist, Lausepaucker, spricht in diesem Lande: ich bin so adelich als der König, (Hidalgo come el Rey) und die Lehnkutscher sogar kutschiren nicht anders, als mit dem Degen an der Seite. Dies Adelszeichen scheint bey den Spaniern ein Glied ihres Leibes zu seyn, und ich

bin versichert, daß sie eher das Hemd als ihn abzulegen pflegen.

Ueber die Verwaltung der Regierungsgeschäfte wage ich nicht zu urtheilen, nur will ich beyläufig anmerken, daß, wenn es in der Welt etwas giebt, welches mit der Ewigkeit der Höllenstrafen verglichen zu werden verdient, so ist es die Langweiligkeit, womit die spanischen Staatsbedienten die Angelegenheiten ihres Departements besorgen. Ihr Leibwort gegen alle Sollicitanten heißt: luego, das ist, in kurzem. Dies kurze findet sich aber nur im Thal Josaphat, und amüsirt die Leute, wie das Wasser den Tantalus. Für die Atheisten wäre es ein gutes Mittel, ihnen die Ewigkeit der Höllenstrafen begreiflich zu machen, wenn man ihnen Anlaß gäbe, ein Geschäft bey einem spanischen Minister und seinen Sekretärs zu betreiben. Denn er würde da eine Mühe ohne Ende, folglich die ewige Pein in jener Welt nicht so ganz unwahrscheinlich, finden.

Was das Hausregiment anbetrift, so geben sich die Eltern mit der Kinderzucht nicht die geringste Mühe; so wie auch hingegen die Kinder nichts nach den Eltern fragen, oder ein Theil den andern genau zu kennen sucht. Wenn auch die Mutter die Blühte der Jungferschaft ihrer Töchter zu bewahren suchen, so ist es nur, wie eine Waare, die man auf diese Weise theurer anzubringen hoft; obschon sie sich nicht in die Länge aufheben läßt. Mädchenkenner in Spanien versichern, daß die Jungferschaft meist zur Zeit des Zähnewechsels verlohrnen gehe, und wenn man eine ältere finden wolle, müße man dieselbe in der Degenscheide der Sanjakobsritter suchen.

Neben diesen Lastern haben die Spanier auch sehr große Tugenden. Zum Beyspiel, einen unvergleichlichen Eifer, die katholische Religion da anzupflanzen, wo es Goldminen giebt. Auch ist im Kriegswesen ihre Einsicht so groß, daß die Teutschen und Italiäner Mühe haben, ihre Operationsplane auszuführen. Wenn die Gerechtigkeit bey ihnen nicht ganz, wie sie sollte, ver-

waltet wird; so ist das nicht ein Zeichen, daß es an Richtern mangelt: denn in Spanien sind mehr Alguazils als Bürger. Ihre ganze Justitz-verwaltung besteht aber darinn, von der Bosheit andrer zu leben, folglich ist ihnen nicht daran gelegen, den Fortgang der Laster zu hemmen, sondern ihn zu ihrem Nutzen zu verwenden. Und hielte jeder Alguazil einen Dieb an der Hand, so würde man einen so wenig vom andern unterscheiden, daß man sie für das gleichste Gespann von der Welt erkennen müßte. Das Zeichen gerichtlicher Dignität ist ein Stäbgen, welches Vara heißt, folglich mit der Krämerelle gleichen Namen führt; vielleicht um anzudeuten, daß die Gerechtigkeit so gut wie das Tuch allda mit falscher Elle zugemessen wird.

Jede Provinz von Europa hat so ziemlich ihre eigne Merkwürdigkeit, die gleichsam ihr das Wahrzeichen ist. Spanien hat deren drey, von denen ich nichts begreifen kann. Die erste ist, daß alle Frauenzimmer gekaufte Haare tragen, und ich doch nicht einsehen kann, aus welchem

Lande diese Haare kommen. Denn allenthalben anderswo sucht das schöne Geschlecht eine Ehre darinn, seine eigne Haare zu unterhalten; und in Spanien selbst kann wahrscheinlich dieser Handel nicht getrieben werden, weil alle Haare kaufen; folglich keine unter ihnen zu verkaufen hat. Die zweyte besteht darinn, daß jederman nehmen, und niemand geben will. Die Dons betteln sogar selbst, obschon ihr Name geben und nicht nehmen bedeutet. Wenn ein Mann von erträglichem Aussehen einem Fremden ein Kompliment macht, darf man sicher glauben, daß es dabey auf den Bettel angesehen ist. Und so wie in andern Sprachen sich die Komplimente mit einer Dienerschaft endigen, so endigen sich dieselben in Spanien mit einer Caridad, oder Ansehung der christlichen Milde. Der Unterschied zwischen gemeinen und honetten Bettlern ist aber allda dieser, daß die gemeinen mit größerm Ungestüm ihre Gabe fordern, und die Danksagung vergessen; indem sie glauben, genug Erkenntlichkeit für den Geber gezeigt zu haben, wenn sie die Hand ausstrecken, um sein Allmosen zu empfangen. Daher betteln auch manche, indem sie auf den Casta-

gnetas, oder der bekannten spanischen Handtrommel mit Schellen, spielen und ihre gravitätische Bocksprünge dazu machen. Meine dritte Merkwürdigkeit ist, daß in einem so christkatholischen Lande wie Spanien nur zwey Feste gefeyert werden, nemlich das Schauspiel und die Stiergefechte. Denn es ist kein Lumpenkerl von der armseligsten Sorte, der nicht aus der Arbeit steht, sobald er ein Lustspiel oder Trauerspiel zu sehen bekömmt. Und was die Stiergefechte betrift, so laufen sie denselben so begierig nach, als die Juden dem Osterlamm. Das Weihnachtfest und Osterfest wird von jedem gefeyert, soviel ihn gutdünkt; denn die Kramläden dürfen an diesen Tagen offenstehen; und arbeiten darf jeder, als wenn diese Tage Werktage wären. Man sieht, daß dies ein Ueberbleibsel von der wenigen Ehrerbiethung ist, welche die Vorfahren der Spanier für unsere Religionsgeheimnisse gehabt haben. Zwar muß man auch gestehen, daß unter allen Nationen der Welt die Spanier die Religion am meisten raffinirt haben. Denn alle überflüssigen Andachten sind bey ihnen abgeschaft; und mit den Heiligen haben sie es soweit gebracht, daß,

wenn einer von ihnen ein Feyerkleid oder eine Lampe in seine Kirche haben will, er sich mit einem Wunder zu dieser Forderung legitimiren muß. Eine Menge Leute betteln para las benditas Almas del Purgatorio, oder für die gebenedeyten Seelen im Fegfeuer. Man sagt aber, wenn sie einige Realen auf diese Art gesammelt haben, setzen sie sich ins Wirthshaus und vertrinken sie. Was hernach an der Wirthshausthüre von ihnen geht, pflegen sie dem Verstorbenen für Weihwasser anzurechnen.

Witzige Männer wie Sie, mein Herr, werden unstreitig gern wissen wollen, wie weit wohl der spanische Witz reiche. Glauben Sie mich unpartheyisch genug in dieser Sache, so muß ich Ihnen sagen, daß die gemeine Meynung ist, daß die witzigsten Leute unter den Spaniern unbeseelte Tröpfe sind, und daß die mittelmäßigen Köpfe sich ihres Kopfes bedienen, um dem Theil, welcher eine Spanne unter dem Nabel ist, Vergnügen zu verschaffen, und die Vernunft blos zur Befriedigung ihrer Begierden anstrengen. Sie

haben kein Gedächtnis, als um sich an Beleidigungen zu erinnern; keinen Verstand, als um Geld zusammen zu scharren, und keinen Willen, als um andern übels zu wollen. Aus der Freundschaft machen sie ein Wechselgeschäft, und sind derselben nur für hundert Procent fähig. Das Gegenwärtige rührt sie überhaupt mehr, als das Entfernte, und sie halten es für Thorheit, eine Hofnung, und wäre es auch die von der ewigen Seligkeit, mit Geld zu erkaufen; laut ihres Sprichworts: mas vale Patar en mano que Bueytre volando. (Ein Sperling in der Hand ist mir lieber, als ein Geyer in der Luft.) Nach eben diesen Grundsätzen möchten sie vom lieben Gott gleichsam den Himmel prænumerando erhalten, und ihm die guten Werke nur einstweilen versprechen.

Uebrigens glauben fast alle Spanier, die höchste Weisheit sey in den Köpfen der Castilianer enthalten. Man kann aber diese Köpfe weit besser mit alten Todtengrüften vergleichen, in welchen der Pöbel ausserordentliche Schätze vermuthet,

so lange sie nicht geöffnet sind; bey der Oeffnung aber nichts als Knochen und Moder findet. Als ein Beyspiel ihres Eigendünkels muß ich Ihnen melden, daß ich von einem meiner Freunde am Wiener Hof den Auftrag hatte, einem der Sekretärs vom König ein Paket zu übergeben, worinn eine Taschenuhr die Beylage war. Als ich dies Paket übergab, hielt es der Sekretät sogleich ans Ohr, um zu wissen, ob ich die Uhr nicht entwendet hätte; wie auch, weil er glaubte, ihr Kettenwerk sey so lang, daß sie unaufgezogen von Wien bis nach Madrid gehen könne; und da er, wie natürlich, die Unruh der Uhr nicht gehen hörte, fragte er mich, wo dann die Uhr wäre.

Wie hochweise die Spanier sind, erkennt man daraus, daß sie das Stroh in Säcken, und das Getreid in Wannen und Kätzen vom Dorf in die Stadt tragen, weil sie seit Erschaffung der Welt noch nicht haben dazu kommen können, eine Büschel Stroh binden zu lernen. In der Baukunst nehmen sie den Maulwurf zum Lehrmeister;

denn ihre Häuser sind meistens von Leimen, und wie ein Maulwurfhaufe bestehen sie aus einem Stockwerk. An denen, die reichhaltiger gebaut sind, hat das Maulthier, welches die Backsteine dazu trug, soviel Theil an der Ehre der Architektur, als der Werkmeister selbst. An vortreflichen Baumaterialien fehlt es ihnen zwar nicht, allein so wie anderswo allenthalben die Kunst die Naturprodukte veredelt, so werden dieselben hier unter den Händen der Arbeiter verhunzt, so bald es aufs Bauen angesehen ist: so daß man die Steine in den Steinbrüchen polirter findet, als an dem Mantel der Kamine in den Sälen, und an den Bogen der bedeckten Gänge. Auch ist das Holz glatter unter seiner Rinde, als auf der Hobelbank des Tischlers. Ihre Häuser sind wie ihre Goldmünzen; nemlich die Materie ist besser, als die Arbeit. Die freyen Künste werden nicht besser als die mechanischen getrieben; wenn sie anderst von jenen welche verstehen. Die tödtlichsten Krankheiten in Spanien sind der Tavardillo, das ist, der Friesel und die Aerzte. Ja man kann wohl sagen, daß nicht sowohl die Vertreibung der Mohren und Juden an der Entvölkerung

dieses Königreichs Schuld ist, als der Umstand, daß man darinn soviel unbeschnittene Juden zurückgelassen hat, nemlich die Genueser und Aerzte. Die Musik ist hier eine so edle Kunst, daß ein Bärenhäuter, welcher nichts kann, als auf der Cyther klimpern, für seine Lektionen ein Monat voraus bezalt haben will, und seine Schüler mit 14 Tagen sitzen läßt. Die Sänger sind alle entmannt, und glauben, sie hätten ein Recht, eine Stimme theuer zu verkaufen, die ihnen theuer genug zu stehen kömmt.

Die Apotheker sind nicht freygebiger, sondern noch filziger in Madrid dann anderswo.

Sehr gerne möchte ich von den Tugenden der Spanier schreiben, es ist aber so schwer, etwas davon in Erfahrung zu bringen, daß ich mich deswegen noch lange unter ihnen werde aufhalten müssen. Doch sagt man, von ihnen, gleichwie jeder Mensch seinen guten und seinen bösen Engel

habe, so hätte jede von ihren Tugenden ein Laster zum Gefährten. Ihre Mäßigkeit ist nie ohne Geitz, ihre Höflichkeit ohne Betrug, ihre Andacht ohne Heucheley, ihre Demuth ohne Verrath; fasten sie, so geschieht es mehr aus Geitz, oder aus diätetischen Gründen, folglich mehr um der Verordnung des Arztes, als der Kirche zu gehorchen; verzeihen sie Beleidigungen, so ist es aus Furcht, Schläge zu bekommen, wenn sie sich rächen; und thun sie Gutes, so ist es, um wieder welches dafür zu bekommen; und bethen sie zu Gott, so ist ihre Absicht nicht sowohl, ihn um Verzeyhung ihrer Fehler, als um die Mittel zur Begehung von neuen zu bitten.

Von den Lastern der Spanier, welche sie beichten, will ich nicht reden, sondern nur von denen, die so öffentlich und gemein sind, daß der Beichtvater nicht nöthig hat, Kenntnis davon zu bekommen, um ihrentwegen die Absolution zu ertheilen. Wären sie verpflichtet, zu beichten, daß ihr Haar schwarz, und ihr Gesicht ein

Schelmengesicht ist, so müßte man sie oft vor den Beichtstühlen kniend finden.

Wenn ich sage, es existire keine Dieberey in Spanien, so liegt etwas wahres darinn; nemlich es ist so zu verstehen, als wie man weiland sagte, daß es keinen Ehbruch in Sparta gebe; weil nemlich daselbst eine jede fleischliche Vermischung für eine Heyrath gerechnet wurde. In Spanien ist alles eine gute Prise, und jeder erklärt seinem Nachbar den Krieg, um ihn plündern zu können. Sogar heilige Dinge sind nicht von ihrer Raubbegier sicher, und um Kirchengeräthschaften zu verwahren, müßen sie an die Altäre angeschmiedet werden.

Würde iemand behaupten, er habe keinen Dieb, und keine Hure in seiner Familie, so würde man ihn für einen Fremden ansehen, und einen Gavacho, das ist, einen Landstreicher heißen. Ein junger Spanier rühmte sich einst des obigen; alsobald gab ihm seine Mutter eine Maulschelle,

und sagte: was Picaro! (du Bärenhäuter!) verläugnest du so deine Eltern, die dich in die Welt gesetzt haben! Man straft inzwischen die Diebe nicht mehr, als die Mörder; denn wäre gegen letztere ein allgemeines Gesetz gegeben, so müßte man auch die Aerzte zur Strafe ziehen; und wäre es gegen die andern gerichtet, so müßte der König allein auf dem Throne sitzen bleiben; und nur den einen oder andern zu strafen, wäre partheyisch; also straft man lieber niemand; und Freyheit von Strafe ist da keine Begnadigung.

Von Wiederersatz spricht man nie, vielleicht weil sich die Spanier für illüster genug halten, um zu allen Usurpationen berechtigt zu seyn. Vielleicht auch, weil sie sich einbilden, was sie nehmen, sey man ihren großen Verdiensten ohnehin schuldig. Oder auch weil, da bey ihnen alles sehr theuer ist, sie glauben, wenn sie zwey Drittel einer Sache stehlen und das übrige kaufen; sie hätten alsdann alles wohl genug bezahlt.

Geschenk und Gegengeschenk ist hier nicht üblich, es müßten dies dann las Buvas (die Franzosen) seyn. Und was das Entlehnen betrift, so ist auch in Betreff der allergeringsten Geräthschaft jedes Haus ein Leihaus, wo ich um einen Teller zu haben, ein Schüssel zum Pfand geben muß. Daher sagen die spanischen Juristen, der Kredit sey ein Recht der Sachen, und nicht der Personen.

Ich habe einige Predigten mit angehört, in keiner aber gegen die Uebertrettung des sechsten Geboths auch nur ein Wort gesagt gefunden. Die Prediger sagen, diese Seite dürfe man nicht berühren, ohne eine Empörung beym Volk zu befürchten. Sie hielten zwar den Ehbruch für eine Todsünde, aber nur in sofern als Gott sie geschwinder verzeihe, als sie könne begangen werden. Wann die Mädchen predigen hören, daß die thörichten Jungfrauen im Evangelium

seyen verdammt worden; so deuten sie es dahin, das sey mehr geschehen, weil sie Jungfrauen, als weil sie thöricht gewesen seyen; oder, thun sie hinzu, habe man sie vielleicht wegen ihrer Beharrlichkeit im Stand der Jungfrauschaft für thöricht erklärt. Von andern habe ich sagen hören, da die Kirchenlehrer die Jungfrauschaft für eine Art von Märtyrerthum ausgäben; sey es zwar löblich, in diesen Stand zu tretten, wenn es Schickung Gottes wäre; aber auch nicht unschicklich, die Gelegenheit dazu zu vermeiden.

Wahr ist es, daß man in Spanien wenig Zauberer und Hexen findet; denn Fürst Satanas muß fürchten, von ihnen im Kontrakt betrogen zu werden; und darf auch ihren Schwüren nicht trauen. Denn wenn einer eines Meineids überwiesen worden, giebt er fünf und zwanzig Kupferrealen Strafe, und ist dann der Caval-

lero und Honorado (ehrliche Mann) wie zuvor.

Was endlich die Heiligen der Spanier betrift, kann man von ihnen sagen, daß, so wie sich unter sovielen Aposteln auch ein Judas befand; sich da wohl unter manchen Judassen auch zuweilen ein Apostel finde. Die Heiligen der Spanier sind nemlich: **Paulus** der Verfolger; **Petrus**, der Gotteslåugner; **Matthåus**, der Zöllner; **Magdalena**, die Kokette; **Wilhelm**, der Mörder; **Cyprian**, der Zauberer, und endlich der gute Schächer; folglich eitel Konvertiten.

Noch muß ich meine Nachrichten von den theuren Preisen der Lebensmittel ergänzen. Das Wasser ist in Madrid so theuer, daß, um einen Stubenboden damit aufzuwaschen, man mehr dafür zahlen muß, als wenn man in Wien vier Schweitzern einen Rausch anhängen

will. Der Wein wird nach Gutdünken taxirt, folglich ist die Nüchternheit eine Furcht der Kargheit. Trinken und Essen würden gleichviel kosten, wenn man hier das Eis nicht theurer verkaufte als Bergkrystall; und würde der Alpenschnee in eben dem Preis verkauft, so wäre der Gotthardsberg eine ergiebigere Mine, als alle Schachte von Potosi. Das Brod wäre wohlfeil, wenn man von einer schlechten Sache sagen könnte, daß sie wohlfeil sey. Obgleich das Korn vortreflich ist, und ohne Mühe und Kosten wächst; so verschlimmert sich doch das Mehl unter den Händen der Becker, die sich mehr dafür bezahlen lassen, daß sie es verderben, als das Mehl kostet, welches sie zum Brod nehmen, und da sie das Brod nach Pfundgewicht verkaufen, so backen sie es nur halb aus, damit es schwerer wiegt. In Madrid giebt es übrigens zweyerley Sünden des Fleisches: die eine Art begehen die Weiber, die andre die Metzger und Verkäufer. Von einem Pfund Fleisch, welches man hoft gekauft zu haben, nehmen die Knochen

ein Viertelpfund weg, das falsche Gewicht vier Loth, vier andre Loth der Sisar, oder das Beschlaggeld für den Maulesel des kaufenden Bedienten, ein Viertelpfund die Gebühr des Alguazil, der den Metzger anweist; und nun kann man mit dem übrigen so herrlich leben als möglich. Geflügel ist nicht an einem Ort zu erwarten, wo ein Ey mehr kostet, als ein Kapaun werth seyn mag. Und Wildpret ist gar keines zu haben. Was die Fische betrift, so wissen die Madrider nicht einmal den Namen davon; und der Stockfisch und Hecht, heißt nach ihrem Dafürhalten einerley.

Obst ist überhaupt in ganz Spanien äusserst selten; und was davon nach Madrid getragen wird, kömmt faulicht an, wenn man es reif vom Baum gebrochen hat; und soll dies nicht seyn, so muß es unreif gepflücket werden. Wenn man also in diesem Artikel in Madrid was gutes haben will, so muß es an seinem Geburtsort nichts taugen.

Soll ich noch von der spanischen Sprache was sagen? Das Misbehagen an spanischen Sachen hat sich bey mir auch auf die spanischen Worte erstreckt; und daher habe ich mir noch nicht Zeit und Mühe genommen, in dieser Sprache viel zu lernen. Was ich inzwischen darüber angemerkt habe, ist, daß, die Menge von As und Os ausgenommen, sie in nichts als in Mundverzerren und gähnenden Lauten besteht. Zum Verbum muß immer der Dativus gesetzt werden, und darinn besteht die ganze Freygebigkeit der Nation. Für den Dank hat ihre Sprache nicht einmal ein Wort; und sie müssen sich mit dem Ausdruck: Besos las manos (ich küsse die Hände) behelfen. In Wahrheit aber kann man sagen, daß die spanische Sprache eigentlich keine Sprache ist; denn wenn die Egypter, Griechen, Araber, Mohren, Juden, Römer, Vandalen, Hunnen, Gothen, Franzosen und Italiäner, die Spanier wegen aus ihren Sprachen genommenen Worten gerichtlich um Rückgabe belangen wollten, müßten sie stummer als Fische dastehen. Ist noch etwas

von einer Ursprache im Spanischen zu finden; so gleicht es einer Bettlermünze, die man vor lauter übergenähten Lumpen nicht mehr zu erkennen weis.

Vielleicht machen Sie von diesem flüchtigen Brief keine bessere Vergleichung. Ist etwas übels darinn, so streitet es doch nicht mit der Wahrheit, die Sie, mein Herr, lieben, und mit der Hochachtung. ꝛc. ꝛc.

Zum gänzlichen Beschluß noch dieses! Nur einer gewißen Sorte von Lesern möchte es nöthig seyn, zu sagen, daß dies Schreiben eine Caricatur ist, und nur als solche die Uebersetzung verdiente. Andre werden sich an der Laune, womit es geschrieben ist, ergötzen, und nach christlicher Liebe darinn zum besten deuten, was eine solche Deutung annimmt. Jeder Laudator temporis acti kann aber darinn, als in seinem

Spiegel zart, seine eigne Thorheit erkennen, die darinn besteht, das siebzehnte Jahrhundert für besser zu halten, als das achtzehnte. In Ansehung andrer Bemerkungen, die sich daraus abziehen lassen, bin ich nicht gesonnen, dem Leser vorzugreifen und wünsche ihm alle Muse und Disposition, die dazu gehört, dergleichen zu machen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunel, Antoine <<de>> / Werthes, Friedrich August Clemens, / Aerssen, François <<van>>

Reise eines Ungenannten durch Spanien im Jahr 1655 Im teutschen Auszug

Kempten 1786

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.176
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449254-3
VD18 11413425-004